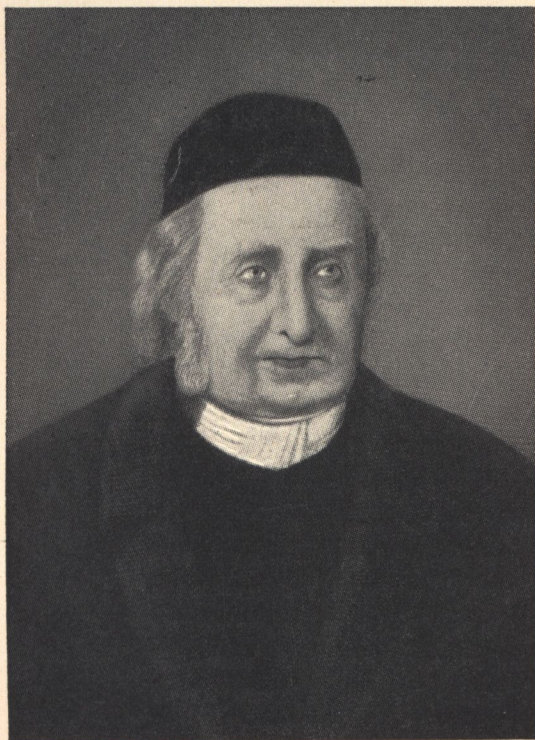


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Erich Schick

Christian Friedrich Spittler

Gründer und Hirte



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Christian Friedrich Spittler

(1782—1867)

Christian Friedrich Spittler erscheint in der Geschichte zumeist vornehmlich als der große Gründer christlicher Werke und als deren Organisator. Doch darf darüber etwas anderes nicht vergessen werden: das ganz persönliche Helfen von Mensch zu Mensch. Mehr noch als durch äußere Nöte wurde Spittler bewegt durch die Not der Seele. Immer mehr wurde er zu einem Seelsorger im wahrsten Sinne des Wortes. Fragen wir, was das Wesentliche, das Entscheidende in der Persönlichkeit dieses Großen im Reich Gottes war, so könnten wir etwa sagen: es war dies, daß er alle seine Kräfte in den Dienst eben dieses Reiches Gottes stellte. Wenn wir heute in unsern christlichen Werken und Anstalten auch nie mehr das erreichen, was Spittlers Leben in seiner Gesamtheit gestaltete, weil zuviel Kraft im Organisatorischen, Verwaltungsmäßigen oder Lehrhaften verbraucht wird, so daß das Wesentliche und Entscheidende oft zu kurz kommt, so können wir uns doch darnach ausrichten und daran orientieren. Dieses Lebensbild versucht, in knappen Linien das reiche Lebenswerk Spittlers nachzuzeichnen, in dem die Gründung der Basler Missionsgesellschaft und der Pilgermissionsanstalt St. Chrischona einen bevorzugten Platz einnimmt.

**Band 113/114 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“**

Christian Friedrich Spittler

Gründer und Hirte

Von
Erich Schick



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Begegnung auf höherer Ebene	5
Der Segen der Väter und der Segen des Vaters	6
Der Stab „Wehe“, die Macht der Liebe und die Kräfte des Erbarmens	8
Berufsfragen und Berufungserleben	11
Einiges über die Christentumsgesellschaft	13
Das Wachstum der Arbeit bis zur Begründung der Basler Mission	20
Beuggen	30
Das Evangelium in den katholischen Ländern und die Anfänge der Pilgermission	34
St. Chrischona	38
Christentumsgesellschaft und persönliche Freundschaft	43
Theologische Kritik am christlichen Wirken	53
Kinder und Epileptische	57
Das Heilige Land	58
Das Diakonissenhaus	62
Andere Werke	67
Die Erweckung der helfenden Kraft	71
Die Chrischona-Gemeinschaften	72
Von Mensch zu Mensch	73
Der Heimgang	77
Spittler und wir	83

Copyright 1956 by Brunnen-Verlag, Gießen

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

Begegnung auf höherer Ebene

Man spricht heute in der Politik von Begegnungen auf höherer oder höchster oder gar auf Gipfelebene. Wir wissen alle, was damit gemeint ist: die Begegnung führender Zeitgenossen der politischen Welt.

Im Licht der Ewigkeit können wir erst recht davon sprechen, daß unsre Begegnungen — und zwar zunächst die Begegnungen zwischen Mitlebenden — auf einer niederen oder höheren Ebene sich vollziehen. Dafür ist nicht so sehr entscheidend äußere Stellung und irdischer Einfluß als vielmehr die Frage des inneren Bündnisses, das in solcher Begegnung geschlossen wird.

Es gibt aber auch ein Begegnen mit Vorangegangenen, und zwar ein solches, das weit hinausgeht über die gedächtnismäßige, mit geschichtlichen Daten belegte Vergegenwärtigung des Lebensbildes eines Menschen der Vorzeit, vielmehr eine Begegnung im echten Sinn, ein Angerührtwerden von einer nunmehr vollendeten Persönlichkeit und zugleich von den Nachwirkungen ihres Erdenlebens. Wenden wir auf eine solche Begegnung den Ausdruck „höhere Ebene“ an, so wollen wir damit ausdrücken, daß durch solches Begegnen etwas in uns, den jetzt Lebenden, „erhöht“ wird. Dies geschieht nicht in einer unmittelbaren Weise, vielmehr wird in der Regel an erster Stelle stehen das Erleben eines tiefen Gudemütigtseins. Was war das für ein Mensch! Ja, was waren das zu jener Zeit überhaupt für Menschen! — Ein solcher Ruf wird sich uns auf die Lippen drängen, und dann werden wir selbst klein und in unserm Wesen arm, und die Wirkungen, die von unserm Erdendasein ausgehen, erscheinen ach so unbedeutend. Wenn wir solches nur echt erleben, so handelt es sich dabei um ein Reinigungsgeschehen, darin Kräfte des Jenseits sich auswirken im Heute und im Jetzt.

So werden wir im Grunde durch eine solche Begegnung nicht erhöht, sondern erniedrigt. Aber gerade hier gilt das Wort der Schrift: „Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht“ (Matth. 23, 12). Dazu darf uns auch die wesensmäßige Begegnung mit der Gestalt eines großen, geliebten Vorangegangenen dienen. In diesem Sinne sprechen wir gerade hier von einer „Begegnung auf höherer Ebene“.

Der Segen der Väter und der Segen des Vaters

In Christian Friedrich Spittler steht vor uns der letzte Sproß eines aus dem österreichischen Lande Krain wegen seines Glaubens ausgewanderten Geschlechts. Auch hier wie in so vielen andern Lebensführungen finden wir den Segen, den Gott auf solch ein Lebensopfer legt, wie es schon damals in freilich harmloseren Verhältnissen, als es die heutigen sind, eine Auswanderung um des Glaubens willen bedeutete. Die weiteren Vorfahren waren Verwaltungsbeamte; der Vater, Jeremias Friedrich Spittler, war zunächst Pfarrer in dem württembergischen Dorf Wimsheim, nahe der badischen Grenze bei Pforzheim, und kam später nach dem im Remstal gelegenen Dorf Strümpfelbach. Dort wurde Christian Friedrich am 12. April 1782 geboren. In Strümpfelbach reifte der Vater erst recht aus zu der wahrhaft priesterlichen Gestalt, als die er im Leben seines berühmten Sohnes weiterwirkte. In der Gemeinde Strümpfelbach waren starke Gegensätze vereinigt: auf der einen Seite ein rohes Wesen, das sich gegen Gott und sein Wort auflehnte, auf der andern Seite separatistische Kreise, die wiederum der Kirche untreu wurden oder zu werden drohten. In welchem Geist der Vater Spittler sein Amt führte, zeigt ein Gebet, das er in sein Tagebuch eingeschrieben hat: „Laß in meiner ganzen Gemeinde kein Haus und in solchem

kein Herz sein, welche du nicht mit deiner Gnade, Liebe und Gemeinschaft des Geistes besuchtest! Das Feuer deiner Liebe erwärme und belebe die noch, die tot sind in Sünden! Herr Jesu, mein Leben, lebe in mir! Weg Eigenwille! Bewahre mich vor dem Argen, daß er mich nicht antaste! — Laß nichts in mir übrigbleiben, was dir und deinem Kreuz entgegen! Solange ich im Fleisch walle, sei dein Kreuz mein Panier, mein Schild und liebstes Wissen, dein Blut meine Kraft zu meiner Labung! O Herr, richte du unsre Füße auf den Weg des Friedens!“

Vater Spittler ließ die Seinen, insbesondere seine Kinder nichts fühlen von den Nöten, die ihm sein Amt brachte. In gewissem Sinne wuchsen die Kinder in einem Pfarrhausidyll auf, zumal die fromme Mutter Sybille geb. Maier mit ihrem Mann ganz eines Sinnes war. Der Vater unterrichtete seine Kinder soweit wie möglich selbst.

Sehr nahe schloß sich Christian Friedrich an seinen um acht Jahre älteren Bruder Fritz an, der überhaupt der Älteste in der ganzen Reihe der Kinder war. Es war ein Einschnitt in das trauliche Familienleben, als Fritz von daheim Abschied nehmen mußte, um auf die Klosterschule nach Denkendorf und von da dann nach Tübingen zu gehen.

In jenen Jahren raffte eine Epidemie, die man damals als „Schleimfieber“ zu bezeichnen pflegte und die wir heute vielleicht einfach Grippe nennen würden, viele Menschen hinweg. Auch das zweite Kind des Strümpfelbacher Pfarrhauses, die Tochter Luise, erkrankte, und zwar so schwer, daß Fritz, der Älteste, raschestens von Tübingen herbeigerufen wurde. Allein Luise durfte genesen, aber Fritz fand nach seiner Rückkehr auf die Universität einige Freunde erkrankt, vor allem den ihm sehr nahestehenden Friedrich Bahnmaier. Er pflegte ihn mit Hingabe seiner ganzen Kraft, wurde dann aber selbst angesteckt, und während der

Freund unter seiner Pflege genas, starb er selbst im März 1793. Wir stehen hier vor einem Geschehen echter Stellvertretung, auf dem ein ganz besonderer Segen liegt.

Daß ein Leid selten allein kommt, bewahrheitete sich nun auch im Strümpfelbacher Pfarrhaus. Fünf Monate darauf, im August 1793, wurde der geliebte Vater durch eine schmerzhaft Lungenentzündung aufs Krankenlager geworfen, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Aber dieses Kranken- und Sterbebett wurde ein Zeugnis von der weltüberwindenden Gnade, zumal es dem Vater vergönnt war, trotz seiner schweren Krankheit klar im Geist und im Glauben zu bleiben.

Für Christian Friedrich war mit dem allem etwas besonders Feierliches und tief in sein Leben Einschneidendes verbunden. Der Vater, der, selbst vor den Pforten der Ewigkeit stehend, offenbar irgendwie etwas ahnte von den großen Aufgaben, zu denen der damals Elfjährige einst berufen sein würde, hieß ihn einen Schemel herzubringen und am Sterbebett niederknien. Dann legte ihm der Sterbende die Hand auf und sprach einen feierlichen Segen über das Kind, worin eine Wirklichkeit lebte, die schon nicht mehr von dieser Welt war. Christian Friedrich hat diesem Segen seines sterbenden Vaters allezeit bis in sein hohes Alter alle die Segnungen zugeschrieben, zu deren Vermittler ihn sein göttlicher Meister gemacht hatte.

Bald nach jenem Segen starb der Vater, sechsundfünfzig Jahre alt.

Der Stab „Wehe“, die Macht der Liebe und die Kräfte des Erbarmens

Bald nach dem Tode des Vaters wurde Christian Friedrich nach Kirchheim u. T. zu einem „Präzeptor“ ins Haus gegeben und diesem Mann zum Unterricht

und zur Erziehung anvertraut. Dessen Erziehungsprinzipien beruhten jedoch mehr auf Strenge als auf Güte. Einmal schlug er Christian Friedrich so, daß sein Mittelfinger zeitlebens einen Schaden davontrug. Aber selbst diese Einzelheit hatte im Plan Gottes ihren Sinn: wegen dieses lahmen Mittelfingers brauchte Spittler später nicht den Feldzug Napoleons nach Rußland mitzumachen.

Außerdem ist zu sagen, daß die umfassende Bildung, die Christian Friedrich Spittler später auszeichnete und die ihn fähig machte, mit Persönlichkeiten jeden Standes in Verbindung zu treten, wesentlich jenem Präzeptor von Kirchheim zu danken ist.

Einen Ausgleich zu dieser etwas harten Schule gaben einerseits die Briefe der liebenden Mutter, die übrigens von einem weichlichen Mitleid mit ihrem so streng erzogenen Sohn weit entfernt war; zugleich aber machten es sich die Freunde des in Tübingen verstorbenen Bruders Fritz, vor allem der durch diesen gerettete Bahnmaier, aber auch Beringer und Steinkopf, zur lieben Pflicht, den um mehrere Jahre Jüngeren in ihren Freundschaftsbund mitaufzunehmen und ihn so gleichsam an die Stelle des vorangegangenen Bruders treten zu lassen. Freilich konnte solche Freundschaft sich nicht in erster Linie im persönlichen Begegnen ausdrücken, sondern bedurfte des Briefwechsels, der ja überhaupt von den Menschen jener Generation in einer Meisterschaft gehandhabt wurde, die wir heute bitter vermissen. So schrieb Bahnmaier, der übrigens später Luise Spittler heiratete, also Christian Friedrichs Schwager wurde, als er selbst noch Student in Tübingen war, an den etwa Dreizehnjährigen nach Kirchheim: „Du wirst einst fühlen, wie süß es ist, mit unsern Seelenkräften andern zu dienen.“ Im Rückblick auf die ganze Entwicklung und vor allem auf den erstaunlichen Lebensweg Christian Friedrich Spittlers mutet auch dieses Wort wie von prophetischer Ahnung durchzogen an.

Ein andermal schrieb Bahnmaier: „Man verlernt das Weinen nie zu spät, aber gar oft zu früh.“ Auch dieses Wort warf gleichsam einen hellen Schein voraus auf das Leben Spittlers, der bis in sein hohes Alter zu leben vermochte nach dem Wort des Apostels: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!“

Aber nun zeigte sich mitten in der strengen Schulung schon in Kirchheim ganz spontan derjenige Charakterzug in Spittlers Wesen, der später als der beherrschende sich herausstellen sollte: der Drang nämlich, sich der Verlassenen anzunehmen. Es handelte sich freilich damals zunächst nur um einen einzelnen Menschen. Aber beim Einzelnen, beim Kleinen, beim Unscheinbaren fing alles in Spittlers Leben an, auch das, was später ins Große und Weite wuchs. Es lebte damals in Kirchheim ein durch die Wirren der Französischen Revolution vertriebener Emigrant namens Robinet, der einst bessere Tage gesehen hatte, aber nun darauf angewiesen war, in dem kleinen Städtchen sein Brot zu verdienen durch Flechten von Kränzchen aus Haaren, wie dies damals üblich war. Christian Friedrich konnte sich nicht genug darin tun, für den Absatz dieser von seinem französischen Freund geflochtenen Kränzchen zu sorgen und ihm so in seiner Not nach dem Maß der ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten beizustehen.

In jene Zeit fiel dann auch Spittlers Konfirmation durch den Kirchheimer Dekan Bardili, einen Freund seines verstorbenen Vaters, der sich eine besondere Freude daraus machte, Christian Friedrich zusammen mit seinem eigenen Sohn einzusegnen, einerseits als Ausdruck des Dankes dafür, daß ihm, Bardili, etwas beschieden war, was dem Vater Spittler nicht geschenkt wurde, und zugleich als Zeichen des Wunsches, an Christian Friedrich irgendwie Vaterstelle zu vertreten.

Der Konfirmandenunterricht wie die Konfirmation selber hat auf Christian Friedrich Spittler einen un-

auslöschlichen Eindruck gemacht, und es scheint sich hier etwas wiederholt zu haben von dem Segensgeschehen am Sterbebett des Vaters. Spittler hat bis in sein hohes Alter das schon damals im Gebrauch befindliche württembergische „Konfirmationsbüchlein“, nach dem der Unterricht gegeben werden mußte, auswendig gekonnt und sich die einzelnen Abschnitte in Frage und Antwort immer wieder vorgesagt und auch andere danach gefragt. Zugleich tat ihm ein selbstgeschriebenes Gebetbüchlein während jener Zeit, das er ebenfalls auf den späteren Lebensweg mitnahm, einen großen Dienst. In Spittlers Lebensführung spielte also die Konfirmation eine ganz entscheidende, wichtige Rolle.

Berufsfragen und Berufungserleben

Nun nahte die Zeit der Berufswahl heran. Christian Friedrich Spittler unterwarf sich in dieser wichtigen Lebensentscheidung ganz dem Willen seiner Angehörigen, vor allem seiner Mutter. In der weiteren Familie hatte es wie erwähnt eine Reihe hervorragender Verwaltungsleute gegeben, und so wurde der junge Spittler ebenfalls für diese Laufbahn bestimmt. Im November 1796, also wenig mehr als vierzehn Jahre alt, trat er in die Lehre bei einem „Schreiber“ in dem Dorf Steinbach, um am 23. April 1800 eine ehrenvolle Stelle bei der Stadtschreiberei in der Bezirksstadt Schorndorf zu übernehmen. Dort befand er sich gar nicht weit vom Heim der Mutter, die auch nach dem Tode ihres Gatten in Strümpfelbach geblieben war.

Allein immer mehr empfand Spittler in sich selbst eine eigentliche Unlust im Blick auf seinen Beruf. Er ging sogar mit Auswanderungsgedanken um, und auch ein etwas abenteuerlicher Plan, sich mit seinem Freunde aus der Kirchheimer Zeit, Robinet, in Frankreich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen, tauchte auf.

Wohl können wir in diesen Auswanderungsgedanken, die sehr ernster Natur waren und von der Mutter auf das bestimmteste zurückgewiesen wurden, etwas wahrnehmen von dem später in Spittlers Leben so segensreich und lebendig auftretenden Sinn für das Weite, Große, Ferne; indessen müssen doch auch noch tiefere Geschehnisse hinter dem allem verborgen gewesen sein. In jener Zeit brach alles nur von der frommen Tradition des Elternhauses ihm Mitgegebene zusammen, und es kam schließlich auch noch zu einer körperlichen Krise, die sich als ein schwerer Ohnmachtsanfall äußerte. Dies alles erlebte Spittler als einen Ruf seines Heilandes, dem er immer hatte angehören wollen, zu einer ganz persönlichen Übergabe und Lebensgemeinschaft mit ihm.

Was oft beobachtet werden kann, daß nämlich tiefgreifende innere Wandlungen begleitet werden von entscheidenden Geschehnissen im Äußeren, erfuhr auch Spittler. Seinem Zug in die Ferne, wie er in jenen Auswanderungsplänen einen Ausdruck gesucht hatte, kam entgegen eine durch seinen Freund Steinkopf vermittelte Berufung zum Sekretär der Christentumsgesellschaft in Basel. Diese war dort im Jahre 1780 von Johann August Urlsperger gegründet worden und stand gerade in der Zeit der ersten Blüte. Hervorragende Persönlichkeiten nicht nur in Basel, sondern weit herum in der evangelischen Christenheit hielten sich zu ihr. Nun stellte sich mehr und mehr heraus, daß ein eigener hauptamtlicher Mitarbeiter nötig wurde, und die Wahl fiel eben auf Spittler.

Im Jahre 1801 holte Steinkopf seinen Freund in Schorndorf ab und reiste mit ihm nach Basel. Unterwegs wollte Steinkopf den jungen Studenten Christian Gottlieb Blumhardt in Tübingen aufsuchen. Im Hof des Stiftes trafen die drei jungen Männer zusammen, deren Lebenswege und Lebensaufgaben später so unlöslich miteinander verflochten sein sollten. Spittler

und Blumhardt sahen einander damals nur ganz kurz, aber auch damit war schon ein Lebensbündnis geschlossen, das die Zeiten überdauerte.

Zusammen mit Steinkopf ging nun die Reise weiter über Schaffhausen nach Basel, und obgleich Spittler damals in dem Gedanken lebte, daß seine Aufgabe in Basel nur eine vorübergehende sein würde, durchzog sein Herz bei dem wunderbaren Anblick der im Abendfrieden daliegenden Stadt doch eine Ahnung davon, daß sein Lebensweg nun an einem entscheidenden Wendepunkt angekommen sei.

In Basel wohnte Spittler zunächst im Drachenhof in der Aeschenvorstadt; er lebte sich rasch ein in den ihm zunächst fremden Verhältnissen und schloß sich an die frommen Familien an, die hauptsächlich die Träger der Christentumsgesellschaft waren.

Spittlers Aufgabe bestand darin, den ausgedehnten Briefwechsel zwischen den verschiedenen Einzelgesellschaften zu vermitteln, Berichte abzuschreiben und das ganze, weitverzweigte Werk in Gang zu halten. Bezeichnend für seine ganze Geisteshaltung war, daß er diese seine Tätigkeit auch benützte, um einen Vetter, der in Königsberg auf gefährliche Abwege gekommen war, durch Vermittlung seiner neuen Freunde und auch durch direkte Briefe auf den Weg des Heils zurückzurufen. Er selbst hat von diesem Tun an, das ebenfalls noch in das Jahr 1801 fiel, den Beginn seiner „Missionslaufbahn“ datiert. Eine alte Biographie sagt von ihm das durchaus zutreffende Wort: „Seelenrettung war ihm nicht allein Amt und Beruf, sondern auch Würze des Lebens.“

Einiges über die Christentumsgesellschaft

Es wurde schon erwähnt, daß in Basel im Jahre 1780 durch Johann August Urlsperger die Christentumsgesellschaft gegründet wurde. Dieser wenden wir uns

nun in Kürze zu. Johann August Urlsperger war der Sohn und Nachfolger von Samuel Urlsperger, der, wiederum einer österreichischen Emigrantenfamilie entstammend, zunächst Hofprediger in Stuttgart gewesen war, um dann im Jahre 1718 nach einem schweren Konflikt mit dem Herzog, dem er, nach einer ersten Ermahnung durch seinen väterlichen Freund A. H. Francke, wegen seines unsittlichen Lebenswandels Vorhaltungen gemacht hatte, abgesetzt zu werden. Seine Frau sprach damals das Wort, das ihr in Württemberg unvergessen blieb: „Ich will lieber die Witwe eines Märtyrers als die Frau eines Verräters sein.“ Nach zwei Jahren ließ sich der Herzog bewegen, Samuel Urlsperger das Dekanat Herrenberg zu übertragen, und nach weiteren zwei Jahren, 1722, wurde der damals Siebenunddreißigjährige vom Magistrat der Stadt Augsburg für die Stelle eines Seniors, das heißt für das Amt des ersten evangelischen Geistlichen, gewählt.

Der Anfang dort war schwer, vor allem weil Urlsperger in Herrenberg ein Buch verfaßt hatte: „Der Kranken Gesundheit und der Sterbenden Leben“. In diesem Buch fanden sich Stellen, aus denen Urlspergers Überzeugung zu erschließen war, daß der menschlichen Seele auch nach dem Tode der Weg zu einer inneren Veränderung offenstehe. Diese Stellen bildeten durchaus nicht das Entscheidende jenes Buches, sondern dieses sollte, wie sein Titel besagt, ein Erbauungsbuch für Kranke und Sterbende sein, und es ist von ihm in der Tat auch ein Strom von Trost und Hilfe auf Unzählige ausgegangen. Den strengen Lutheranern in Augsburg waren jedoch jene erwähnten Ausführungen ein Dorn im Auge.

Nun war aber Samuel Urlsperger schon zuvor hingestellt worden in die große Erweckungs- und Missionsbewegung seiner Zeit. Kurz nach Vollendung seiner Studien hatte er im Jahre 1708 durch einen glän-

zenden Vortrag in Stuttgart das Wohlgefallen des damaligen Herzogs erworben, der ihm daraufhin ein Reisestipendium gewährte, das ihm ermöglichte, seinen Horizont zu erweitern. Besonders wichtig wurden ihm auf dieser Reise die Begegnung mit August Hermann Francke und sodann ein längerer Aufenthalt in England, wo er vor allem die Wirklichkeit und die Idee der englischen „Societies“ („Gesellschaften“) kennenlernte. Damals freilich konnte er noch nicht wissen, daß es zu seinem Lebensauftrag gehören würde, die Idee der englischen Sozietäten gleichsam auf den Kontinent zu übertragen. Vor allem aber hat diesen Lebensauftrag erfüllt sein Sohn und Amtsnachfolger Johann August Urlsperger. Mit jenem Aufenthalt in England hatte der Vater Urlsperger zugleich einen Einblick in das Missionsleben im weitesten Sinne gewonnen. Er gehörte bald darauf zu den Männern, die nicht nur überhaupt für die Mission aufgeschlossen waren, sondern die auch auf diesem Gebiet Gedanken und Pläne entwickelten, deren Verwirklichung erst einer viel späteren Zeit vorbehalten blieb.

Vorerst aber war für Samuel Urlspergers Lebenswerk entscheidend der Gedanke der Sozietät. In England verstand man damals darunter den Zusammenschluß von bewußten Christen über die konfessionellen Schranken hinweg zur gegenseitigen Erbauung und zur Begründung und Unterstützung von Liebeswerken, wozu auch die Äußere Mission wesentlich, jedoch nicht ausschließlich, gehörte. Als Senior von Augsburg hatte Samuel Urlsperger ganz besonders Gelegenheit, diesen — wie wir heute sagen würden — ökumenischen Gedanken der Sozietät zu verwirklichen, und zwar aus Anlaß der Vertreibung der evangelischen Salzburger, für deren äußere Versorgung und vor allem seelsorgerliche Betreuung in der Ferne er Sorge trug. Um die Mittel dafür aufzubringen, wandte er sich an Freundeskreise in den verschiedensten Städten von Basel bis

nach Skandinavien. Diese Freundeskreise wurden später gleichsam die Grundpfeiler der Christentums-gesellschaft.

Der Sohn, Johann August Urlsperger, hat diese Gedanken seines Vaters als getreuer Erbe aufgenommen, jedoch mit einer gewissen Schwerpunktverschiebung. Er sah vor allem sich und seine Zeitgenossen hineingestellt in einen der gewaltigsten Geisteskämpfe der Geschichte und sah den Sinn eben dieser Geschichte — um Goethes vielzitiertes Wort zu gebrauchen — im Kampf des Glaubens gegen den Unglauben. Seine Idee der Sozietät war daher sehr stark dogmatisch-mystisch gefärbt.

Dazu kam bei ihm die Auffassung, daß sowohl für den entscheidenden Geisteskampf wie für die Durchführung der notwendigen praktischen Aufgaben die bestehenden Landeskirchen nicht stark und nicht gegenwartsnah genug seien. Diese Aufgaben sollten darum „Anstalten“ übertragen werden. Dieser Begriff der „Anstalt“, mit dem wir heute vorwiegend die Vorstellung eines Gebäudes, das missionarischen und karitativen Zwecken dient, verbinden, gehört ganz organisch zur Idee der englischen Sozietät. Auch die Grundlagen solcher „Anstalten“ sollten gebildet werden von freiwilligen Freundeskreisen, die durch einen ausgedehnten Briefwechsel sich gegenseitig im Glauben stärken und durch Gaben beitragen würden für die Gestaltung und den Ausbau der notwendigen christlichen Werke. Wie richtig die Schau Johann August Urlspergers war, zeigt die Geschichte der folgenden Jahrzehnte, die zu einem großen Teil zusammenfällt mit der Lebensgeschichte Spittlers.

So entstand nach verschiedenen Versuchen die Christentums-gesellschaft mit dem Sitz des „Zentrums“ in Basel. Dabei wurde von Anfang an als ein wesentliches Erbe Speners die Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformierten festgehalten.

Warum gerade Basel als Sitz der Christentumsge-
sellschaft gewählt wurde, hat kurz nach der Gründung,
1783, ein auswärtiger Freund folgendermaßen be-
gründet:

- „1. In Basel fand Herr Dr. Urlsperger zuerst Gehör
mit seinem Anliegen.
2. Die Basler bliesen die Posaune so lange, bis auch
andere sich zu ihnen versammelten.
3. Sie sparten keinen Fleiß, keine Arbeit und Kosten
zum Besten der Anstalt.
4. Sie haben rechtschaffene Männer von allen Stän-
den, darunter solche, die mit ihrem Segen die
Sache vorzüglich unterstützen wollen.
5. Sie wohnen an einem Ort der Freiheit, wo ihnen
die wenigsten Hindernisse in den Weg gelegt wer-
den können.“

In einem im Jubiläumsjahr 1880 gehaltenen Vor-
trag sagte Professor D. Christoph Johannes Riggensbach
über die Anfänge: „Es war zuerst der Doktor und Pro-
fessor der Theologie Johannes Werner Herzog, der
den Vorsitz übernahm; neben ihm die Pfarrer Burck-
hardt zu St. Peter und Meyenrock zu St. Alban. Kassier
wurde der Kaufmann Wilhelm Brenner, dem nach sei-
nem schon 1781 erfolgten Tod sein Bruder Hans Hein-
rich Brenner im Amt nachfolgte. Mit diesen Baslern
verbanden sich Georg David Schild, ein Deutscher, der
die Korrespondenz mit Urlsperger geführt hatte, und
Jakob Friedrich Liesching, ein Württemberger. Beide
waren Commis in hiesigen Handelshäusern. Da Schild
schon 1780 nach Stein am Rhein übersiedelte, über-
nahm Liesching die Korrespondenz, gab sie aber, als
er 1781 nach Stuttgart zog, an Johann Schäuflin ab,
auch wieder einen Württemberger, der gleichfalls
Commis war.

Diese Männer, die sogenannten arbeitenden Mitglie-
der, bildeten den engeren Ausschuß; an sie schloß sich
eine immer wachsende Zahl von contribuierenden Mit-

gliedern an, die nach ihrem Vermögen zu den Kosten beitrugen und in den Versammlungen Sitz und Stimme hatten; außerdem eine Anzahl freier, wir würden heute sagen Ehrenmitglieder, welche die Sache finanziell unterstützten, ohne an den Rechten und Pflichten der eigentlichen Vereinsmitglieder teilzunehmen. Es war übrigens nicht in eines jeden Belieben gestellt, ob er beitreten wollte, sondern man mußte sich beim Ausschuß melden und von ihm angenommen werden. Dementsprechend konnte ein Mitglied, das unordentlich wandelte, ausgeschlossen werden; ebenso wer ein Vierteljahr wegblieb und auch, nachdem er eine Ermahnung erhalten, nicht wiederkam. Es war von Anfang an vorgesehen, Mitglieder der beiden evangelischen Kirchen aufzunehmen, von deren Halten an der reinen Lehre und am gottseligen Wandel man überzeugt war, ohne die Absicht übrigens, eine äußere Vereinigung der zwei Kirchen zu erstreben. Was die Gieder anderer, separierter Gemeinschaften oder frommer Katholiken betraf, so hielt man in Aufnahme derselben doppelte Vorsicht für nötig, damit nicht solche beiträten, die etwa versuchten, für ihre besondere Gemeinschaft weiteren Anhang zu werben. Man konnte darauf um so besser dringen, als man es wiederholt aussprach, wie ferne man davon sei, andere Mitchristen, die nicht in Verbindung mit der Gesellschaft stehen, im mindesten geringer zu achten.“*

Es ist ferner interessant, wenigstens die wichtigsten Orte zu kennen, in welchen die Christentumsgesellschaft Zweigniederlassungen hatte. Die Reihenfolge der Gründungen ist diese: 1781 Nürnberg und mehrere Orte in Franken; 1782 Stuttgart, Frankfurt, Wetzlar, Gießen, Kreuznach, Marburg, Berlin, Stendal, Prenz-

* Näheres kann nachgelesen werden in des Verfassers Buch „Vorbote und Bahnbrecher“ (Verlag der Basler Missionsbuchhandlung, 1943).

lau, Magdeburg, Minden, Wernigerode, London; 1783 Bünde (Ravensberger Land), Penkum (Vorpommern), Halberstadt, Stettin, Altona, Bremen, Osnabrück, Ostfriesland, Köthen, Pasewalk (Pommern); 1784 Königsberg, Flensburg, Demmin (Pommern), Anklam (Pommern), Dresden, Dömitz (Mecklenburg), Amsterdam. In späteren Jahren kamen hinzu Elberfeld, Düsseldorf, Straßburg, Breslau, Rostock. Wir sehen also das Weltweite dieser Gemeinschaft ohne weiteres.

In diesen Städten bildeten sich organisierte Gesellschaften. Damit ist aber das Ausbreitungsgebiet der Christentumsgesellschaft noch keineswegs umschrieben. In andern Gebieten schlossen sich an die Christentumsgesellschaft eine große Zahl einzelner Freunde an. Dies war vor allem in der Schweiz der Fall. Hier werden genannt die Städte: Chur, St. Gallen, Winterthur, Zürich, Bern, mit vielen Orten des Bernbietes, darunter vor allem Zofingen und Aarau (die damals zu Bern gehörten), Schaffhausen, Lausanne.

Außerdem gab es korrespondierende Mitglieder der Christentumsgesellschaft in Schweden und in Amerika.

So war in wenigen Jahren aus einem unscheinbaren Anfang und als Frucht unermüdlicher Bemühungen, vor allem Johann August Urlspergers, eine großartige Organisation erwachsen, die nach ihrer ganzen Struktur etwas Einzigartiges und in der Geschichte der evangelischen Kirche Einmaliges ist. Es herrschte hier größte Freiheit des Geistes, und doch wußte man sich in einem einheitlichen Organismus zusammengeschlossen und gegenseitig einander verantwortlich. Es war keine neue Kirche entstanden, und doch waren hier Männer und Frauen miteinander verbunden, die wußten, was Kirche Christi im biblischen Sinn war. Andererseits war es auch keine innerkirchliche Gemeinschaft im gewohnten Sinn des Wortes; denn diese Christentumsgesellschaft erstreckte sich über die verschiedensten Landeskirchen hin. Noch weniger freilich konnte von einer Freikirche

oder gar Sekte geredet werden, obgleich auch die besten Impulse des Freikirchentums, ja der Separierten, hier mitaufgenommen waren. Das Beste, was über das Werden und Wachsen dieser eigenartigen Gemeinschaft gesagt werden kann, ist dies, daß da nach dem Gesetz des Senfkorns ein Baum erwachsen war, dessen Zweige weithin Schatten spendeten und dessen Früchte der ganzen evangelischen Christenheit zugute kamen. Ja wir können dieses Bild vom Baum noch weiter ausdeuten nach einem geistvollen Wort des anglikanischen Missionsbischofs von Kalkutta, Reginald Heber, das er als Losung für die Königlich-Britische Asiengesellschaft geprägt hatte: *Quod rami, tot arbores* — „Soviel Zweige, soviel Bäume“. Ja die Zweige dieses Baumes wurden gar bald selbst zu Bäumen, die weithin ragten und Zeugnis gaben von aufs neue wirkenden Geisteskräften in der Christenheit.

Das Wachstum der Arbeit bis zur Begründung der Basler Mission

Ungeachtet der Tatsache, daß die Christentums-gesellschaft nun einen eigenen Mitarbeiter in Basel hatte, mehrte sich die Arbeit zusehends. So kam es dazu, daß im Jahre 1803 Christian Gottlieb Blumhardt, mit dem Spittler ganz führungsmäßig schon auf seiner Reise nach Basel zusammengetroffen war, als sein Mitarbeiter berufen wurde. Für die beiden begann nun eine innige Arbeits- und Lebensgemeinschaft, die wohl äußerlich für einige Jahre unterbrochen wurde, da Blumhardt 1807 wieder nach Württemberg zurückgerufen wurde, aber innerlich unverändert bestehen blieb.

Was die Arbeitsteilung betrifft, die zwischen den beiden Freunden bestand, so besorgte Blumhardt die Redaktion der „Sammlungen“, in denen er vor allem über alle Vorgänge auf dem Gebiet der Mission, meist

auf Grund der regen Korrespondenz mit Steinkopf, berichtete. Daneben hielt er die regelmäßigen Erbauungsstunden des Vereins und übernahm die Leitung des Jünglingsvereins, während Spittler mit dem Führen der Bücher, dem Rechnungswesen, der sich mit jedem Tag steigenden Gesellschaftskorrespondenz usw. alle Hände voll zu tun hatte und auf allerlei Weise mit rastlosem Eifer dem Verein neue Bahnen zu brechen suchte.

Steinkopf schrieb in jener Zeit an Blumhardt und Spittler von London aus: „Wie freue ich mich Eurer Führung nach Basel! Ich danke Gott dafür, und ich hoffe, Ihr werdet ihm im Himmel noch danken. Seid nur treu! Benützet gut Eure Zeit für die Ewigkeit! Lernet um des Herrn willen auch das geringste Geschäft nicht geringachten, alles mit ihm, vor ihm und zu seines Namens Ehre in aller Einfachheit zu verrichten! Suchet nie Euch selbst, sondern gebt *ihm* die Ehre, wenn er Eure Arbeit segnet; *sein* Beifall stärke Euch, nicht Menschenlob! Lernet vielmehr euch bücken, lernet dulden und tragen! Lernet Menschentadel und Menschenschwachheit aushalten, auch wenn sie Euch drücken! Lernet auch unter inneren und äußeren Schwierigkeiten nicht mutlos werden! Seid männlich und seid stark! Ihr arbeitet für einen großen Monarchen. Vergesst nicht die unvergängliche Krone des Lebens; sie ist Euer seliges Los, wenn Ihr bis an das Ende treu bleibt!“

Ein dritter schloß sich in Basel dem Bund von Blumhardt und Spittler an: der junge Pfarrer Huber von St. Elisabethen. Diese drei Freunde waren es, die in erster Linie die Gründung der Basler Bibelgesellschaft auf Steinkopfs Anregung im Jahre 1804 betrieben und die Arbeit in Gang brachten. Leider wurde Pfarrer Huber schon 1806 aus seiner verheißungsvollen, gesegneten Wirksamkeit durch eine rasch verlaufende Krankheit herausgerissen.

Um diese Zeit — am 11. April 1806, am Vorabend seines Geburtstages — war es, daß Spittler eine innere Erfahrung zuteil wurde, die für sein ganzes ferneres Leben von entscheidender Bedeutung werden sollte. Sein Biograph Kober schreibt darüber: „Es ging in ihm nach aufrichtiger Erkenntnis seines Sündenelends und seiner Verlorenheit ohne die treue Retterhand seines Heilandes jene selige Veränderung vor, die jedem zuteil wird, der sich einzig an das Verdienst Jesu Christi und die versöhnende Gnade Gottes in Jesu Christo anklammert; und er erlangte von nun an eine solche Festigkeit des Herzens in der Gnade Christi, daß ihm seine Gotteskindschaft lebenslänglich zur stetigen, freudigen Gewißheit wurde und in ihm eine Glaubenskraft zeitigte, die für seine spätere Wirksamkeit so wesentlich und charakteristisch geworden ist.“

Im September 1806 hatte Spittler die große Freude, seine Mutter zu Besuch bei sich zu haben. Sie überzeugte sich bei diesem Anlaß, daß ihr Sohn am rechten Ort sei. Es war die letzte irdische Begegnung zwischen Mutter und Sohn. Im Herbst 1808 erkrankte sie plötzlich, und Christian Friedrich kam zu spät; er traf erst einen Tag nach der Beerdigung in Strümpfelbach ein.

Als Spittler bei diesem Anlaß im Kreise seiner Angehörigen weilte, bestürmten ihn diese, doch nun in der Heimat zu bleiben und nicht mehr nach Basel zurückzukehren, zumal seine Anstellung in Basel offiziell immer noch nur eine provisorische war. In dieser Lage schrieb Spittler einen Brief an das Komitee der Christentumsgesellschaft in Basel mit der Bitte, seine Situation zu klären. Die Antwort war ein freudiges Ja, und Spittler wurde als ständiger Sekretär der Christentumsgesellschaft bestätigt. Damit hatte sein Lebensweg endgültig seine Richtung gefunden.

Nach Spittlers Rückkehr nach Basel ergab es sich, daß Herr Iselin-Weiß das Fätkli, ein altes Augustinerkloster, für die Zwecke der Gesellschaft kaufte. Spittler

siedelte nun dorthin über, während zugleich im oberen Teil die Schneidersche Druckerei ihre Unterkunft fand. Von Anfang an wurde Spittler die Möglichkeit in Aussicht gestellt, das Fätkli selbst zu kaufen, was denn auch im Jahre 1812 geschah. Spittler mit seiner praktischen Begabung richtete das große Gebäude für die mannigfaltigsten Zwecke her. Zugleich übte er trotz seiner einfachen Verhältnisse und bescheidenen Mittel eine ausgedehnte Gastfreundschaft. An einem alten Eßtisch, den er vorfand, als er das Fätkli bezog, und von dem er sich zeitlebens nicht trennte, hatte er Tischgemeinschaft mit den verschiedensten Menschen jeder Herkunft und der mannigfaltigsten Lebensführung, wenn sie nur den Herrn Jesus lieb hatten oder darnach trachteten, ihn kennenzulernen.

Nur als ein Beispiel für Spittlers Leben in jener Zeit sei einer der ersten Gäste erwähnt, der im Fätkli bei ihm einkehrte. Es war der ehemalige Mönch Johann Jakob Huber aus Mahlberg in Baden. Dieser war im Kloster zuerst in einen ernsten Bußkampf und dann in Zweifelsnöte gekommen. Durch den Dienst der Haushälterin eines benachbarten Pfarrers, einer geistesmächtigen, geheiligten Persönlichkeit, fand er den Weg zum Frieden und wurde sodann mit Stillings Schriften bekannt, anhand deren er die Irrtümer der katholischen Kirche immer klarer erkannte, worauf er das Kloster verließ und zur evangelischen Kirche übertrat. Nun hatte er zwei Jahre lang in Halle Theologie studiert und war von Professor Knapp an die Christentums-gesellschaft in Basel empfohlen worden. Spittler nahm ihn ins Fätkli auf, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Studien zu vollenden. Die beiden schlossen sich eng aneinander an; denn Spittler erkannte in dem um vier Jahre älteren Gast einen wahren Jünger Jesu, der nicht nur seine große Gelehrsamkeit ganz in den Dienst seines Herrn stellte, sondern an dem sich auch das Wort seiner inzwischen heimgegangenen Freundin erfüllt

hatte: „Wer sich im Licht des Geistes Gottes kennengelernt hat, erhält dadurch den Schlüssel zu den Herzen anderer.“

Während Hubers Studien ihrem Ende entgegengingen, erhielt die Christentumsgesellschaft von der reformierten Gemeinde Katharinenstadt an der Wolga die dringende Bitte um einen Pfarrer. Huber wurde dazu bestimmt und von Pfarrer Burckhardt in der St. Peterskirche ordiniert. Als Huber darauf nach Südrußland abreiste, verschafften ihm die Empfehlungsschreiben der Basler Freunde überall offene Türen. Spittler blieb von da an noch fünf Jahrzehnte in brüderlicher Verbindung mit seinem merkwürdigen Gast, der kurz nach seinem goldenen Amtsjubiläum als Superintendent in Moskau nach einem gesegneten und einflußreichen Wirken starb.

Diese Episode mag ein Beispiel sein für die Art, wie das Fätkli unter Spittler von Anfang an eine Heimat des Geistes und des Herzens war im Dienste des Reiches Gottes, und wie sich von da die Brücken spannten über irdische Grenzen, Fernen und Abgründe hinweg.

Schon beim Einzug ins Fätkli ging Spittler damit um, eine Missionsgesellschaft zu gründen, ließ aber diese Pläne vorerst ruhen und sammelte nach wie vor Gaben für die Berliner Missionsanstalt von Pastor Jänicke. Aber doch war auch das Fätkli schon eine Art Missionshaus. Teils fanden alternde Menschen dort für den Rest ihres Lebens eine Unterkunft, teils diente es als Studentenheim, und andererseits sah es viele Besucher aus aller Herren Länder, die hier einen Mittelpunkt geistlichen Lebens fanden.

Das Jahr 1811 brachte für Spittler ein einschneidendes Erleben und zugleich für die Christentumsgesellschaft eine merkwürdige Zeit. Spittler wurde zur Musterung in seine württembergische Heimat gerufen. Die napoleonischen Kriege hielten die Welt in Atem, und auch die württembergische Regierung rief ihre Unter-

tanen aus dem Ausland zurück. Spittler ordnete, wie er sagte, „seine Sachen für Leben und Sterben“. Was die Frage seiner Stellvertretung im Dienst der Christenumgesellschaft betraf, so regelte sich diese auf eigenartige Weise durch das Eintreffen von Johannes Goßner, der damals noch katholischer Priester war.

Zur Freude der Seinen wurde Spittler bei der Musterrung dank seines lahmen Mittelfingers freigesprochen und konnte wieder in die geliebte Basler Arbeit zurückkehren. Besonders Jung-Stilling, der ihm seit seinem Besuch in Basel im Jahre 1802 seine Freundschaft und Liebe zugewandt hatte, übersandte ihm zu diesem neuen Abschnitt seines Lebens und Wirkens die treuesten Segenswünsche. Gleichzeitig erhielt Spittler das schweizerische Bürgerrecht; der Graubündner Landammann von Sprecher teilte ihm mit, daß ihn die Landschaft Davos als Bürger aufgenommen habe.

Im Jahre 1812, demselben Jahr, da Spittler das Fätkli in seinen Besitz brachte, konnte er auch die Tochter eines väterlichen Freundes, der freilich schon einige Jahre früher gestorben war, Susanne Götz, heimführen, und nun erst vermochte er sich ganz seinen weltweiten Plänen zu widmen. Da dem Ehepaar eigene Kinder versagt blieben, nahmen die beiden einige Jahre darauf ein Mädchen, Susette, an Kindes Statt an, dem später noch ein Knabe folgte. Die treue Lebensgefährtin durfte zweiunddreißig Jahre an Spittlers Seite stehen. Im Jahre 1844 wurde sie nach schwerem Leiden heimgeschieden. Spittler hat sich nicht wieder verheiratet; seine Pflegetochter Susette war fortan im tiefsten Sinne die Gefährtin seines Lebens und seiner Arbeit.

Gegen Ende des Jahres 1813 erfolgte der Durchmarsch der alliierten Heere durch Basel. Die Stadt selbst hatte einundzwanzigtausend Mann ins Quartier zu nehmen. Dieses Geschehen gab Spittler Anlaß, wiederum mit ganzer Energie an die Arbeit zu gehen. Zunächst wandte er seine Fürsorge den Lazarettkranken

zu — mit der Krankenpflege war es ja damals noch sehr kümmerlich bestellt —, schuf eine „Armenherberge“ und wandte sich an die Bevölkerung von Basel mit einem Aufruf, der freiwillige Krankenpfleger anwerben sollte.

Gleichzeitig aber war Spittler der Überzeugung, daß die äußere Hilfe nicht die entscheidende sei, sondern daß die Seele genesen müsse. Da kam es ihm sehr zu-statten, daß seit Jahren eine „Traktatgesellschaft“ bestand, die ebenfalls auf seine Initiative hin zustande gekommen war und die besonders von Jung-Stilling lebhaft begrüßt wurde. Mit der Traktatgesellschaft stand die schon erwähnte Bibelgesellschaft in enger Verbindung.

Alle diese Entwicklungen waren von den lebendigen Christen allenthalben mit tätiger Anteilnahme verfolgt worden, so von Schöner in Nürnberg, von Oberlin im Steintal und vielen andern. Welch gute Arbeit von der Basler Bibelgesellschaft auch rein technisch geleistet wurde, ist daraus zu ersehen, daß dieselben Druckstöcke, die zu Anfang gebraucht wurden, noch im Jahre 1883 bei der 57. Auflage der Basler Bibel ihren Dienst voll tun konnten.

So war Spittler, als die fremden Heere durch Basel zogen, wohlgerüstet, den leidenden Menschen den einzig bleibenden Trost anzubieten. Er verteilte überall Neue Testamente oder ganze Bibeln und sonst christliche Schriften. König Friedrich Wilhelm von Preußen hat Spittler am 28. Januar 1814 für diese seine Tätigkeit ein persönliches Dankschreiben übersandt.

Auch an der Durchführung des Druckes der Bibel in der romanischen Sprache wirkte Spittler energisch mit.

Unter den vielen Gästen, die im Fätkli damals aus und ein gingen, seien hier ferner erwähnt Ignaz Lindl, damals noch katholischer Priester aus Bayern, und vor allem Jakob Ganz, der spätere Vikar des Staufberges, von dessen Tätigkeit eine so große Erweckung ausge-

gangen ist, und der ebenfalls in dem Kreis um Spittler tiefste Anregungen gefunden hatte.

Damals war es nun, daß in Spittlers Geist aufs neue der Gedanke der Heidenmission lebendig wurde. Bemerkenswerterweise taucht schon in jener Zeit bei ihm der Ausdruck „Pilgermission“ auf. Zunächst holte Spittler von überallher Gutachten ein, die aber zumeist in ablehnendem Ton gehalten waren. Die Hauptbedenken richteten sich gegen Basel als ein Zentrum für die Heidenmission überhaupt, und sodann wurde auch von christlichen Freunden immer wieder der Gedanke ausgesprochen, die Mission sei im eigenen Lande nötiger als bei den Heiden.

Es kennzeichnet Spittlers Tatkraft und unerschütterliches Gottvertrauen, daß er sich auch durch diese Äußerungen nicht entmutigen ließ. Unter dem Kanonendonner, der von der damals französischen Festung Hüningen herüberdröhnte, überbrachte Spittler am 18. Juli 1815 ein ausführliches Gesuch um die Erlaubnis zur Begründung einer Missionsanstalt dem allseitig gefürchteten „Deputaten“ Peter Ochs, dem damals maßgebenden Staatsmann Basels. Zur allgemeinen Überraschung erhielt Spittler schon am 27. Juli eine schriftliche Genehmigung seines Gesuches, die von Peter Ochs persönlich unterzeichnet war und bis zum heutigen Tage die rechtliche Grundlage für das Bestehen des Basler Missionshauses bildet.

Trotzdem Spittler gerade diesen wichtigen Schritt ganz allein, auf eigene Verantwortung unternahm, lebte er doch beständig in tiefer geistlicher Verbundenheit mit Freunden und Gesinnungsgenossen. In seinem Haus versammelte sich regelmäßig eine kleine Gesellschaft christlicher Männer, genannt „das Kämmerli“. In einer dieser Versammlungen sagte Spittler einmal — und dieses Wort ist für sein ganzes Leben bezeichnend: „Was hilft's, wenn wir beim warmen Ofen und einer Pfeife Tabak — er selbst war übrigens ein abge-

sagter Feind des Rauchens — die Notstände der Zeit bejammern; Hand anlegen müssen wir, und sei es auch ganz im Kleinen!“ Dieses „Handanlegen“ war ein Kennzeichen von Spittlers Wesen und Wirken.

Fast genau zwei Monate, nachdem Spittler die rechtliche Möglichkeit für das neue Werk bekommen hatte, erfolgte die eigentliche Gründung der Missionsgesellschaft. Am 25. September 1815 trat im Studierzimmer des Pfarrhauses zu St. Martin das Komitee zur ersten Sitzung zusammen. Zum Leiter des neuen Werkes wurde Christian Gottlieb Blumhardt bestimmt, der schon während der Zeit seines Pfarramtes in Bürg das erste Heft des „Evangelischen Missionsmagazins“ ausgearbeitet hatte, das damals die Bezeichnung trug: „Magazin für die neueste Geschichte der protestantischen Missions- und Bibelgesellschaften“.

Am 17. April 1816 traf der neue Missionsinspektor in Basel ein. Spittler hatte dem Freund alles aufs liebevollste zum Empfang zubereitet. Am 26. August 1816 konnte Blumhardt mit den sieben ersten Missionsschülern in das neuerworbene Haus „Zum Panthier“ einziehen und es feierlich eröffnen und einweihen. Pfarrer Nikolaus von Brunn als Präsident las die Losung des Tages: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth“ (Sach. 4, 6). Dieses Wort ist für alle Zeiten das Losungswort der Basler Mission geblieben. Mit Vollmacht und heiligem Ernst sprach Pfarrer von Brunn über dieses Wort, und anschließend richtete Inspektor Blumhardt einige Worte der Liebe an die junge Schar. In kniendem Gebet befahlen sie dann das ganze Werk der Gnadenleitung Gottes. Darauf wurde vom Sekretär die Hausordnung verlesen und von den Schülern mit Handschlag das Gelöbniß abgenommen, sich ihr zu fügen. Blumhardt legte darauf den Geist der Hausordnung in herzergreifenden Worten dar und sprach mit heiligem Ernst von der hohen Aufgabe eines Mis-

sionars, von der Verantwortlichkeit und Seligkeit seines Berufes und von dem Lohn der Treue, den der Herr aus Gnaden verheißen hat.

Dies war für Spittler ein längstersehnter Tag, ein Freudentag, wo sein ausharrender Glaube und seine erfinderische Liebe vom Herrn, der Wollen und Vollbringen gab, das Siegel empfingen. Für das Gedeihen dieses Werkes der Mission hat er bis an sein Ende gearbeitet und gebetet.

Ein Blick in Spittlers Tagebuch aus jener Zeit läßt erkennen, wie tief bei aller Tatkraft und Vielgeschäftigkeit Spittler innerlich durch eine Schule gehen mußte und wie Gott an seinem Herzen arbeitete. So schreibt er: „Mit meinem Vorsatz, in allem so willenlos als möglich zu sein, geht es schwach her; oft springe ich bei Kleinigkeiten ab und muß gerade das Gegenteil, nämlich viel Eigenwillen bei mir wahrnehmen. Nun, lieber Heiland, dies soll mich nicht abschrecken, sondern fein in der Demut und Abhängigkeit von dir erhalten.“

.... „Wie ungewohnt sind mir doch die geringsten körperlichen Leiden! O Herr, gib mir größere Kraft; denn ich weiß nicht, was noch meiner wartet!“

.... „Heute ist Freitag, dein Leidens- und Todestag! O hefte Auge und Herz auf dich und laß mich jetzt im Frieden zur Ruhe gehen! Wie wohl ist mir in dir, o Herr! Behalte mich ewig! Amen.“

.... „Es ist nicht gut, spät aufzustehen; man kürzt am Gebet und Bibellesen ab, und dies muß man den ganzen Tag büßen.“

.... „Bei einer Gelegenheit lernte ich mein Herz im Punkt des ‚mein‘ und ‚dein‘ kennen; es zeigte sich mit einem Wort schlecht; zwar nicht vor den Menschen, aber du, o Herr, hast es gesehen. Vergib mir diese Sünde und stelle mir meinen Undank recht unter die Augen! Was besitze ich innerlich und äußerlich, das mir Elenden nicht von deiner treuen Gnadenhand zugeteilt wird?“

.... „Mittags spazierengegangen aufs Bruderholz, um meine Gedanken zu sammeln. Allein sie schwärmten hin und her wie im dicken Nebel, suchten Licht und fanden keins. Es fehlt an innerer Beugung und an dem Sünderwerden.“

.... „Die Sünde wollte sich anmelden, aber ein kindliches Seufzen verjagte sie. O möchte dies immer der Fall sein; denn wieviel seliger ist Siegen als Unterliegen!“

.... „Abends las ich eine Predigt von Schöner, worin er zeigt, wie der Herr heute noch unter und bei den Seinen ist und sie solches erfahren läßt. Welch ein Überfluß von Wort Gottes wird mir zuteil! Auf welchem grünen Auen darf ich Armer weiden! O Herr, schenke mir ein hungriges und durstiges Herz und laß vom heutigen Tag einen Segen für die Ewigkeit zurück!“

Bei solcher Selbsterniedrigung, Selbstzucht und beim beständigen Verlangen, den Willen Gottes zu erkennen und zu tun, ja bei solchem Gebetsumgang mit dem Herrn und dem Wandel im Licht, das aus dem Quell des Wortes geschöpft wurde, konnte der Segen Gottes nicht ausbleiben. Ja, Gott segnete seinen Knecht und setzte ihn immer mehr zum Segen, sowohl für einzelne wie für die Sache des Reiches Gottes im Großen.

Beuggen

Schon bei der Gründung der Basler Mission erfuhr Spittler ein merkwürdiges Hereinwirken einer Persönlichkeit, mit der er in vielen Dingen nicht einiggehen konnte, die er aber doch um ihres lebendigen Christusklaubens willen hochschätzte. Es war Frau von Krüdenner, eine baltische Baronin, die durch einen einfachen Schuhmacher aus den Kreisen der dortigen Brüdergemeine erweckt worden war und nun in der Schweiz und vor allem auch in der Gegend von Basel evangelisierte. Sie trug durch ihre Botschaft von der freiwilligen Ar-

mut um Christi willen viel dazu bei, daß Gaben für die Basler Mission gespendet wurden.

Aber nun wurde sie indirekt noch der Anlaß zu einem weiteren wichtigen Geschehen in Spittlers Leben. Ende 1815 nämlich erhielt er einen Brief von dem damaligen Schulinspektor in Zofingen, Christian Heinrich Zeller, der ihn in der Angelegenheit von Frau von Krüdener um Rat fragte. Es entspann sich daraus ein Briefwechsel zwischen den beiden Männern. Im Herbst 1816 kam Zeller zu Spittler, und die beiden schlossen einen Freundschaftsbund fürs Leben. Am 22. Oktober auf einem Gang über die Pfalz beim Münster erwogen sie die Not der Zeit, und da fand nun jener Einwand der Gegner einer Missionsgesellschaft, daß in der Heimat zu evangelisieren sei, seine Stätte. Vor allem waren die beiden Männer bewegt von der Not der Jugend, und sie entschlossen sich, die Gründung einer Lehrer- und Kinderrettungsanstalt anzustreben. Zunächst wurde an eine Liegenschaft in Birsfelden gedacht. Aber hier verhielt sich die Basler Regierung ablehnend, im Gegensatz zu ihrer Einstellung im Blick auf das Missionsinstitut. Daraufhin wurden mehrere andere Orte in Betracht gezogen, vor allem Rheinfelden und Bürglen. Dann aber entschlossen sich die beiden Freunde, eine Audienz beim Großherzog von Baden selber zu erbitten. Dieser ging auf ihr Anliegen willig ein und fragte ganz von sich aus: „Wollen Sie Beuggen?“ Beuggen war ein altes Ordenschloß, wunderbar gelegen am Rhein oberhalb von Rheinfelden, allerdings damals infolge der Kriegswirren in einem sehr üblen Zustand. Trotzdem nahmen die beiden Freunde das Angebot mit Freuden an. Das Schloß wurde gereinigt, und am 17. April 1820 zog die Familie Zeller in Beuggen ein. Christian Heinrich Zeller, sein Sohn und seine Enkelsöhne haben der Anstalt Jahrzehnte hindurch das Gepräge gegeben, und es sind von dort Segensströme nach allen Seiten ausgegangen.

Spittler war ein häufiger Gast in Beuggen. Manches Jahr wohnte er im Sommer monatelang in der Nähe der Anstalt und freute sich eines regen Gedankenaustausches mit seinem Freunde Zeller, der ihm die Freuden und Leiden seines Werkes anvertraute.

Indessen war es Spittlers Art, daß, wenn nach vielen Geburtswehen ein Kind zur Welt geboren war, er ihm zwar seine Liebe bewahrte, es dann aber doch den treuen Händen überließ, denen er es anbefohlen hatte, und sein Augenmerk wieder auf ein neues Gebiet richtete, auf dem seine barmherzige Liebe ein Arbeitsfeld fand. So war es nicht erstaunlich, wenn auch fast unglaublich, daß Spittler noch im selben Jahr 1820 aufmerksam wurde auf die Not der Juden, zu denen er auf Grund des Glaubens und der Verheißungen Gottes viel Liebe hatte. So gründete er einen „Verein zur Förderung des Christentums unter den Juden“, der sich zunächst vor allem zur Aufgabe machte, sich der armen und verlassenen jüdischen Kinder anzunehmen. Später wurde der Name abgeändert in „Verein der Freunde Israels“. Dieser Verein besteht bis zum heutigen Tag.

Es wurde nun zunächst ein Heim für Judenkinder geplant, zu dessen Leitung Karl Köllner in Würzburg ausersehen wurde, dessen Vater seit einigen Jahren Spittlers rechte Hand war, und mit dem Spittler sich tief verbunden fühlte. Des Vaters Briefe und die Missionsberichte, die er dem Sohne immer sandte, erweckten und vertieften auch in diesem den Missionssinn. Die Lebensführung Karl Köllners wird uns noch beschäftigen.

Nachdem Spittler einmal sein Augenmerk der Jugend zugewandt hatte, wurde er im Jahre 1826 aufmerksam auf das Los der vielen Griechenkinder, die durch eine revolutionäre Erhebung Griechenlands gegen die türkische Oberherrschaft und den daraus sich ergebenden blutigen Krieg in türkische Sklaverei geraten waren. Ganz Europa wetteiferte damals mit Ga-

ben aller Art, um die äußere Not zu lindern. In Basel aber sah man nicht nur den äußeren trostlosen Zustand des Griechenvolkes, sondern auch die Notwendigkeit, daß in dem erstarrten Formenchristentum der griechischen Kirche das Evangelium wieder auf den Leuchter gestellt werde. Auf Anregung Spittlers bildete sich ein „Verein zur sittlich-religiösen Einwirkung auf die Griechen“, und es wurden auch gleich zwei Missionare aus dem Missionshaus dorthin ausgesandt.

In der Folge konnten schon Anfang 1827 eine größere Anzahl von in Gefangenschaft geratenen Griechenkindern losgekauft werden. Spittler richtete nun in Beuggen ein besonderes Werk für Griechenkinder ein, wo mit viel Liebe und Treue an ihnen gearbeitet wurde. Indessen hielt sich dieses Werk nur bis zum Jahr 1832.

Jedoch stand das Anstaltshaus vor dem Schloß, das die Griechenkinder aufgenommen hatte, nach deren Weggang nicht lange leer. Spittler war bereits von einer neuen Not bewegt, nämlich der Not der Taubstummen. Noch kurz zuvor wurden in der evangelischen Christenheit die Taubstummen nicht als volle Christen angesehen, weil sie ja die Predigt vom Glauben an Christus nicht vernehmen konnten. Spittler und seine Freunde von der Christentumsgesellschaft haben ganz wesentlich dazu beigetragen, daß in dieser Gesinnung den Taubstummen gegenüber Wandel geschaffen wurde. So ruhte Spittler nicht, bis sich das Beuggener Komitee bereitfand, in den Räumen des Heimes für Griechenkinder eine Taubstummenanstalt zu eröffnen.

Bis zum Jahre 1838 blieb die Taubstummenanstalt in Beuggen. Da wurde der Raum zu eng, und die Verpflanzung der Anstalt war in mancher Hinsicht wünschenswert. Spittler wußte, wem er diese Not zu klagen hatte, und durfte erfahren, wie der Herr gnädig und freundlich ist. Es wurde ihm gerade in dieser

Zeit ein Gut in Riehen, von Spittler später „Pilgerhof“ genannt, zu niederem Preis angeboten; durch eine große Schenkung konnte die Schuld bald gedeckt werden. Dieser Pilgerhof wurde nun für die Taubstummenanstalt bestimmt, und kurz darauf fand Spittler auch den rechten Mann, der dieses Werk des Glaubens und der erbarmenden Liebe leiten konnte: es war der Taubstummenlehrer Wilhelm Arnold aus Pforzheim. Er blieb dann über vierzig Jahre Vorsteher der Taubstummenanstalt Riehen, und vieles, was heute auf dem Gebiet der Taubstummenfürsorge in kirchlicher und weltlicher Weise gewirkt wird, geht auf diesen Mann und damit letztlich auch auf Spittler und die ganze Christentumsgesellschaft zurück.

Es ist kaum zu ermessen, was Spittler an der Jugend getan hat, wobei die verschiedensten Nöte in seinen Gesichtskreis traten. Zu dem, was hier angeführt wurde, kam noch die liebende Fürsorge für einzelne junge Menschen, die irgendwie in eine Not gekommen waren. Vor allem nahm sich Spittler der Studenten an, die durch die Trunksitten der damaligen Zeit an ihrem Charakter Schaden gelitten hatten. So hat sich auch hier das Wort erfüllt, das Bahnmaier ihm vor vielen Jahren geschrieben hatte: „Du wirst einst fühlen, wie süß es ist, mit unsern Seelenkräften andern zu dienen.“

Das Evangelium in den katholischen Ländern und die Anfänge der Pilgermission

Die Jahre, in denen wir uns mit unsrer Darstellung befinden, waren noch, was die religiöse Lage betrifft, gekennzeichnet durch eine Annäherung der Konfessionen und durch eine Milde in der gegenseitigen Beurteilung, wenigstens im allgemeinen. Vor allem aber war innerhalb der katholischen Kirche wahrzunehmen eine deutliche Hinneigung zum Evangelium. Diejenige

Persönlichkeit, in der für die Christentumsgesellschaft diese Hinneigung den lebendigsten Ausdruck fand, war Johannes Goßner, der sich ja auf eigene Initiative hin nach Basel wandte, dort einige Zeit blieb, Spittler während seiner Abwesenheit vertrat und später evangelisch wurde.

Allein eben auf Grund dieses Tatbestandes erwog Spittler auch das Umgekehrte: das Hingehen evangelischer Sendboten in katholische Länder. Welch eine Kraft der Anteilnahme, welch ein Ernstnehmen des Missionsbefehls offenbart sich darin! Spittler wandte sich an einige Mitglieder des Basler Jünglingsvereins und gewann sie für seinen Plan. Sie waren bereit, als Handwerker oder auch Händler nach Belgien, Frankreich und Österreich zu gehen, um innerhalb ihres irdischen Berufes und gleichsam durch ihn hindurch das Evangelium zu verkündigen, sei es durch mündliche Botschaft von Mensch zu Mensch, sei es durch Verbreitung von Bibeln, Bibelteilen und evangelischer Erbauungsliteratur.

Von den erwähnten Ländern wurde sehr bald Österreich das wichtigste. Bis zum Jahre 1832 waren mindestens zehn solcher Sendboten — „Werkmissionare“ würden wir heute sagen — dorthin gegangen. In Wien entstanden auf Grund ihrer unermüdlichen, entsagungsvollen Tätigkeit in drei verschiedenen Teilen der Stadt Erbauungsstunden, in welchen der Geist der Erweckung mächtig am Werk war. Ein weiteres Zentrum war Brünn, aber auch andere Städte wären zu nennen. Die Verbreitung des Evangeliums in Österreich hat ganz wesentlich ihren Ursprung genommen in diesem Tun der Christentumsgesellschaft.

Rückschläge blieben freilich nicht aus. Einige der Brüder wurden aus Österreich ausgewiesen, andere zu Gefängnisstrafen verurteilt. Auf Grund von alledem erkannte Spittler, daß seine jungen Sendboten einer besonderen Ausbildung bedurften, wenn er sich auch

nicht der irrtümlichen Meinung hingab, als ob dadurch die Verfolgung aufgehoben werden würde. Aber damit stand der Gedanke der „Pilgermission“ wieder vor seiner Seele. Dieses Wort „Pilgermission“ sollte einerseits die Wanderschaft ausdrücken, aber auch die Einfachheit und Niedrigkeit in der Nachfolge des Meisters, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlege.

Auch hier schritt Spittler so rasch wie möglich zur Tat. Pfarrer Haag in dem kleinen Dorf Feuerbach bei Kandern in Baden, nahe der Grenze, erklärte sich bereit, die sich bildende Schule in seinem Hause aufzunehmen und die jungen Brüder in den Grundfächern zu unterrichten, deren Kenntnisse für ihren Dienst unerlässlich sein würden. Allein das Ministerium in Karlsruhe entsetzte Pfarrer Haag alsbald seines Amtes nur auf Grund der Tatsache, daß er sich dieser Sache angenommen hatte. An diesem an sich unscheinbaren Geschehen wird deutlich, wie verhängnisvoll die Zeit der „Reaktion“ sich ausgewirkt hat auf kirchlichem wie allgemein-geistigem Gebiet. Die Männer, die damals in Staat und Kirche das entscheidende Wort zu sagen hatten, brachten keinerlei Verständnis auf für die Notwendigkeit ganz freier Werke oder — um mit Urlsperger zu reden — „Anstalten“.

Daraufhin zog Pfarrer Haag mit seiner kleinen Schar in das Schloß von Inzlingen, noch näher bei der Schweizer Grenze, und suchte zusammen mit Dr. de Valenti die junge Anstalt neu zu beleben. Aber wiederum nach ganz kurzer Zeit wurde die Schule aufgelöst, und zwar diesmal durch den Oberamtman von Lörrach, und die Schüler wurden aus dem Gebiet Badens ausgewiesen.

Damit wurden die jungen Brüder zu richtigen „Pilgermissionaren“ gemacht und hatten früh das Los der Heimatlosigkeit auf sich zu nehmen, aus dem einzigen Grunde, weil sie nicht einzuordnen waren in die damals allein offiziell gültige Form des staatlichen und kirchlichen Lebens. In diesem Augenblick kam ihnen

die Einladung der Basler Bibelgesellschaft, in ihrem Dienst als Kolporteure vor allem im Elsaß zu wirken, als eine Antwort von oben. Im Jahre 1836 tat sich von neuem eine Tür auf, indem Spittler die Mühle in Riehen für die Schule bekommen konnte. Es wurde damit offensichtlich, daß einzig die Freiheit, wie sie in der Schweiz galt, damals in Mitteleuropa die Gründung und Fortführung eines solchen christlichen Werkes ermöglichte.

Allein nun trat von anderer Seite eine Schwierigkeit auf. Es brachen schwere Differenzen aus zwischen Pfarrer Haag und Dr. de Valenti. Es wurde damit offenbar, daß der Feind alles versuchte, um das junge Pflänzchen zu ersticken. Dr. de Valenti zog darauf nach Bern und fand sich erst später wieder zurecht. Spittler dachte zunächst daran, die Schule in den „Pilgerhof“ zu nehmen, also unter dasselbe Dach wie die Taubstummenanstalt. Allein die Erfahrungen mit der in Beuggen zeitweilig untergebrachten Doppelanstalt — Lehrerbildungsanstalt und Griechenkinder — ließen ihn von diesem Plan absehen. So ließ er die ganze Angelegenheit ruhen, in der Gewißheit, daß ihm der Herr, dessen treuer Führung er sich immer so getrost hatte anvertrauen können, den richtigen Ort zeigen würde.

Dies geschah auch auf wunderbare Weise, und doch ganz in der Nähe. Spittler wohnte nämlich während des Sommers 1838 im „Pilgerhof“. Von dort aus fiel sein Blick immer neu auf das zerfallene Kirchlein von St. Chrischona, bis ihm der Gedanke kam, dort könnte vielleicht der von ihm ersehnte Zufluchtsort von Gott bereitet sein. Als sein Freund und Schwager Bahnmaier ihn einmal besuchte, schritten die beiden Männer dort hinauf, und Bahnmaier bestärkte Spittler in seiner Ansicht und schrieb zugleich in seiner schwungvollen Art einen begeisterten Artikel über den „Basler Rigi“. Er war auch von der landschaftlichen Schönheit des Ortes ganz hingenommen.

Daß in der Tat dieser Gedanke Spittlers von Gott eingegeben war, hat eine nun weit über hundert Jahre alte segensvolle Geschichte bewiesen.

Wie bei der Begründung der Basler Mission, fünf- undzwanzig Jahre zuvor, so ging auch diesmal die Basler Regierung bereitwillig und großzügig auf Spittlers Plan ein. Es wurde ein Mietvertrag abgeschlossen, wobei ein symbolischer Mietzins von jährlich Fr. 5.— festgesetzt wurde, der natürlich nur den Sinn hatte, das Eigentumsrecht des Staates zu bezeugen. Der Staat seinerseits verpflichtete sich zur Instandsetzung des Daches und der Mauern, Spittler hingegen zur inneren Wiederherstellung und zur Einrichtung des damals in völligem Zerfall begriffenen Gebäudes.

St. Chrischona

Über die Vorgeschichte von St. Chrischona sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Das Kirchlein wird erstmals erwähnt in der Zeit zwischen 1360 und 1370, und zwar einerseits als Filialkirche von Grenzach und zugleich als Pfarrkirche von Bettingen. Immer erscheint dabei das Kirchlein auch als Wallfahrtskirche. Der Name ist höchstwahrscheinlich zu erklären aus der Tatsache, daß sich dort das Grab einer verehrungswürdigen Christin mit Namen Christiana befand. Gewisse Nachrichten lassen darauf schließen, daß es noch ein älteres Heiligtum an jener Stätte gab, das aber im großen Erdbeben von 1356 zerstört worden war.

Ein völliger Neubau erfolgte im fünfzehnten Jahrhundert; urkundlich bezeugt ist ein Glockenguß aus dem Jahre 1465. Kurz vor der Reformation erfolgte die offizielle Heiligsprechung der Christiana durch einen französischen Kardinal im Auftrag des Papstes. In der darauffolgenden Zeit hat ein Waldbruder dort oben an die Pilger Reliquien verkauft und ihnen auch als

Pfarrer gedient. Kurz darauf, 1513, kaufte der Basler Rat das Berggelände mitsamt dem Kirchlein auf, und seither befand sich St. Chrischona im Besitz von Basel-Stadt. Basler Geistliche predigten oben, wobei besonders der Pfingstmontag bevorzugt wurde — eine Tradition, die sich bis heute erhalten hat.

1528/29 wurde in Basel die Reformation eingeführt, und auch das Kirchlein auf St. Chrischona wurde ein evangelisches Gotteshaus. Die kommenden Zeiten, vor allem der Dreißigjährige Krieg, brachten schlimme Verheerungen für St. Chrischona. Aber selbst als die Schweden die Bleifassungen der Fenster herausgenommen hatten, um daraus Kugeln zu gießen, hörten die Gottesdienste nicht auf, und am Pfingstmontag wurde gepredigt, wenn auch nur ein Büschel Stroh als Ersatz für die Kanzel diente.

Indessen hatte die Verwahrlosung des Kirchleins den höchsten Grad erreicht gerade zu der Zeit, als die beiden Freunde, Spittler und Bahnmaier, den Berg bestiegen. Das verfallene Gebäude wurde damals von Spaziergängern mehr nur aus Neugier besucht und war, wie übrigens auch das Ordensschloß Beuggen, bevor Spittler und Zeller dorthin kamen, ein fragwürdiger Zufluchtsort für Bettler, Landstreicher und eigentliche Verbrecher.

Am 7. Februar 1840 trat Joseph Mohr, ein Zimmermann aus Ravensburg, seinen Dienst auf St. Chrischona an. Er war zuvor im Basler Missionshaus gewesen, hatte aber dort entdecken müssen, daß seine Gaben auf anderem Gebiet lagen als auf dem des Erlernens fremder Sprachen, und daß er sich zur unmittelbaren Evangelisationstätigkeit aufgerufen fühlte. So wurde er gleichsam ein evangelischer Nachfolger jener katholischen Waldbrüder und Klausner. Er richtete zunächst den Turm für seine Bedürfnisse ein und verdiente seinen Unterhalt durch Handarbeit, teils indem er sich

bei Bauern in der Umgebung verdingte, teils durch Anfertigung von Knöpfen auf einer primitiven Maschine.

Als der eigentliche Geburtstag der Pilgermission von St. Chrischona gilt der 8. März 1840, weil an diesem Tag Spittler in Begleitung eines befreundeten Schreinermeisters namens Epple und seiner Pflegetochter Susette heraufkam, um das ganze Gebäude durch Gebet dem Dienste Gottes zu weihen.

Joseph Mohr hat, offenbar angeregt vom Basler Missionshaus, jeden Samstagabend auf St. Chrischona eine Missionsstunde gehalten, wobei ihn die kleine Zahl der Zuhörer nicht im geringsten abschreckte. Schon im Juli 1840 fand sich ein zweiter Mitarbeiter im Kirchlein ein, ein früherer Katholik namens Joseph Maier. Ihm folgten bald weitere Brüder, teils aus Württemberg, teils aus der Schweiz. In jener Zeit wurde der vor der Kirche gelegene Friedhof in den Chrischona-Garten umgewandelt.

Die Brüder fanden auf Chrischona reichlich Gelegenheit, ihren Missionssinn zu bekunden. Da die Kirche ein Wallfahrtsort gewesen war, kamen beinahe täglich Katholiken hinauf, die bei der heiligen Chrischona, der zu Ehren das Kirchlein erbaut sein soll, Heilung von allerlei Leiden suchten. Dieser nahmen sich die Brüder in Liebe an, lasen ihnen das Wort Gottes vor und wiesen sie zu Jesus, dem wahren Arzt Leibes und der Seele. Auch manche evangelische Christen kamen hinauf, um sich mit den Brüdern im Glauben zu stärken. Außerdem schickte Spittler immer wieder jüngere und ältere Männer nach Chrischona, die durch allerlei Sünden sich an Leib und Seele ruiniert hatten und an denen die Brüder als begnadigte Sünder ihre Sünderliebe beweisen durften.

Bald durfte das Kirchlein wieder zu regelmäßigen Gottesdiensten benützt werden, zu denen sich Christen aus der ganzen Umgegend einfanden: Reformierte,

Lutheraner und Katholiken. So trug das junge Werk schon gleich zu Anfang Allianzcharakter.

Spittler erkannte nun die Notwendigkeit, Lehrkräfte für die jungen Brüder zu bekommen. Die beiden ersten stammten aus St. Gallen: Gottlieb Schlatter und Pfarrer Heim. Als letzterer nach Frenkendorf berufen wurde, übertrug Spittler dem ihm befreundeten Kaufmann Tobias Naumann aus Nürnberg die ganze Leitung des Chrischona-Werkes. Allein diese Lösung erwies sich nicht als die richtige.

Da trat am 4. März 1847 ein neuer Zögling auf St. Chrischona ein: Jakob Ludwig Jäger aus dem württembergischen Städtchen Willsbach. Der plötzliche Tod Naumanns, der in jener Zeit erfolgte, ersparte dem Freundeskreis schmerzliche Auseinandersetzungen. Bald zeigte es sich, daß Jakob Ludwig Jäger für Spittler, der mehr und mehr die Abnahme seiner Kräfte wahrnahm, der von Gott ihm zugewiesene Gehilfe nicht nur für St. Chrischona, sondern für sein ganzes ausgebreitetes Lebenswerk wurde. Jäger ist unverheiratet geblieben und konnte gerade dadurch das Fätkli, während Spittler meist in Riehen wohnte, seinem ursprünglichen Zweck erhalten und es zu einer Heimat aller Freunde, vor allem von St. Chrischona, gestalten. Genau fünfzig Jahre lang hat Jäger in dieser untergeordneten und doch sehr wichtigen Stellung gewirkt. Er starb 1897 und bekannte auf seinem Sterbebett: „Ein gewesener Sünder, aber alles Gnade!“

Auf St. Chrischona selbst wurde die geistliche Atmosphäre lange Zeit geprägt durch Christian Friedrich Schlienz, genannt „Kaplan Schlienz“. Er war ein Württemberger und wurde, während er im Hause eines Verwandten in Lustnau bei Tübingen als Kellner diente, durch ein Buch des Theosophen Johann Michael Hahn erweckt, besuchte daraufhin die Gemeinschaftsstunden, was wiederum seinem Arbeitgeber Grund war, ihn kurzerhand zu entlassen. Bahnmaier, aus des-

sen Gemeinde Schlienz stammte, wies ihn nun ins Basler Missionshaus, und von dort sollte er in die Dienste der Englischen Kirchenmission eintreten. Schlienz wurde für Abessinien bestimmt, konnte aber, weil damals dort Unruhen ausgebrochen waren, nicht in das Land seiner Bestimmung einreisen und machte statt dessen weite Reisen im Vorderen Orient, während deren er mit der wichtigen Aufgabe betraut wurde, die Bibel ins Arabische zu übersetzen.

1846 hatte Schlienz das Bedürfnis, das Basler Missionshaus wiederzusehen und wurde bei diesem Anlaß von Spittler zum Lehrer von St. Chrischona berufen. Schlienz wirkte hier, innerlich sich zu Spittler verhaltend wie ein Sohn zum Vater, nahezu vierzig Jahre, bis zu seinem Heimgang im Jahre 1886. Er war eine in besonderem Maße geheiligte Persönlichkeit, dabei ein Mann von weitem Horizont und großen Kenntnissen. Er hat der Anfangszeit von St. Chrischona ganz im Geiste Spittlers das Gepräge gegeben.

Kurz nach ihm trat ein Landsmann von ihm auf St. Chrischona ein, dessen Name später weltberühmt werden sollte: Johann Ludwig Schneller. Er hatte, ehe er von Spittler berufen wurde, als Lehrer in einem Internat bei Vaihingen in Württemberg gewirkt und von dort aus auch die Gemeinschaftsstunde bedient. Auf St. Chrischona wirkte er als Lehrer von 1848 bis 1854, um dann später der Begründer des berühmten Syrischen Waisenhauses in Jerusalem zu werden.

Indem wir dieser Männer, von denen jeder eine ausgeprägte Persönlichkeit darstellte, gedenken, dürfen wir auch eine Frau nicht vergessen, die für den Anfang von St. Chrischona ganz Wesentliches geleistet hat. Es war die erste Hausmutter, Christiane Pregizer. Sie stammte aus dem württembergischen Dorf Rudersberg bei Schorndorf und trat im Jahre 1851 auf St. Chrischona ein, wo sie dreizehn Jahre lang unter denkbar einfachen und auch schwierigen Verhältnissen die Haus-

wirtschaft leitete. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie noch im Ruhestand und durfte 1867 heimgehen.

Dies sind nur die wichtigsten Gestalten aus der Anfangszeit von St. Chrischona. Aber wenn wir sie, die in aller Verschiedenheit eine tiefe Gemeinsamkeit bildeten, uns vergegenwärtigen, wird es uns groß, daß Spittler von Gott die Gnade bekommen hat, überall hervorragende Persönlichkeiten zu finden und in den Dienst der ihm anvertrauten Werke zu rufen. Dabei liegt das Hervorragende all dieser Persönlichkeiten wohl auch nach menschlichen Maßstäben sichtbar zutage. Aber das Entscheidende ist die Hingabe, das Ge gründetsein im Wort Gottes, die missionarische Haltung, das Heiligungsleben und ein priesterliches Eintreten für die anvertrauten Seelen.

Indem aber solche Menschen sich um Spittler sammelten, fällt auch auf dessen Gestalt ein heller Schein wie aus der jenseitigen Welt.

Christentumsgesellschaft und persönliche Freundschaft

In der Beziehung zwischen Spittler und seinen Mitarbeitern ging die Arbeitsgemeinschaft oftmals über in persönliche Freundschaft. Für gewöhnlich schließt sich dies beides aus, und auch der Name „Christentumsgesellschaft“ betont ja nicht so sehr das persönlich Menschliche; er legt den Nachdruck vielmehr auf die Sache, die gemeinsame Aufgabe, das große überpersönliche Ziel. Aber vielleicht gehört dies zu dem besonders Schönen und Eigentümlichen jener Zeit und auch jenes Menschenkreises, daß das Sachliche und das Persönliche ein so friedevolles Bündnis schließen durften und die Arbeitsgemeinschaft übergehen konnte in lebendige Freundschaft, von deren Herzlichkeit, ja Innigkeit wir in unsrer gefühlsarmen Zeit uns nur schwer eine Vorstellung machen.

Vergegenwärtigen wir uns, abgesehen von den schon Genannten, nur einige der wichtigsten Persönlichkeiten!

Da ist zuallererst zu nennen *Christian Gottlieb Blumhardt*. Er wurde geboren am 29. April 1779 in Stuttgart als Sohn des Schuhmachers Johann Matthäus Blumhardt. 1798 konnte er nach vielen Schwierigkeiten die Universität Tübingen beziehen. Schon während seiner Universitätszeit kam er besonders auf Grund der Freundschaft mit Steinkopf und der regelmäßigen Lektüre der Basler „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“ in nahe Beziehung zur Christentumsgesellschaft. So war er innerlich ganz vorbereitet auf jene schicksalhafte Begegnung mit Steinkopf und Spittler im Hof des Tübinger Stifts im Jahre 1801.

Die nächste Stufe in Blumhardts Leben ist uns schon bekannt. 1803 wurde er vom Komitee der Christentumsgesellschaft als Mitarbeiter Spittlers nach Basel berufen. Vier Jahre darauf, 1807, kehrte er in den heimatlichen Kirchendienst zurück, war zunächst Vikar in Derendingen und Hattenhofen, um 1809 das Pfarramt in Bürg zu übernehmen, nachdem er sich kurz zuvor mit Julie Maier aus Tübingen verheiratet hatte. Wie schon erwähnt, übernahm Blumhardt im Jahre 1816 die Leitung der neugegründeten Basler Mission, welcher er während der ersten dreiundzwanzig Jahre ihres Bestehens das Gepräge gegeben hat.

Für die Darstellung seiner Persönlichkeit mag indessen bezeichnend sein, daß, als Blumhardt am 19. Dezember 1838 starb, Pfarrer Simon La Roche über den von dem Verstorbenen selbstgewählten Leichentext sprach: „Lazarus, unser Freund, schläft.“ (Joh. 11, 11.) Dieses Wort war Blumhardt nicht erst auf seinem letzten Leidenslager groß geworden, sondern stand seit seinen Jugendjahren im Mittelpunkt seines Denkens, wie ihm überhaupt die Geschichte von der Aufweckung des Lazarus allezeit eine Quelle der be-

sonderen Stärkung war. So hinterließ schon der Achtundzwanzigjährige beim Scheiden von seinem ersten Basler Amt seinen Freunden „als ein geringes Zeichen seiner unauslöschlichen Freundschaft und Dankbarkeit“ ein Buch, das die Niederschrift von zwölf Bibelstunden über dieses sein Lieblingsevangelium enthielt unter dem Titel: „Lazarus, der Kranke, Sterbende und Aufgeweckte. Für Leidende und Freunde der Leidenden“.

Wer die Büste Christian Gottlieb Blumhardts, die im Komiteezimmer des Basler Missionshauses steht, betrachtet, bekommt einen unmittelbaren Eindruck davon, daß er mit dem Untertitel seines Buches — „Für Leidende und Freunde der Leidenden“ — seine eigene innere Lebensgeschichte aufgezeigt hat, daß er selbst dies beides war: ein Leidender und ein Freund der Leidenden. Im Vorwort zu seiner Schrift sagt er, wenn diese für einige Leser einen über ihre Bedeutung als Erinnerungszeichen hinausgehenden Wert gewinne, so könne er nur darin bestehen, „daß ich nichts in derselben niederschrieb, was nicht zuvor mein eigenes Herz fühlte und von dessen Wahrheit ich nicht fest überzeugt bin“. Und trotzdem hat dieser Mann eine außergewöhnliche Arbeitsleistung vollbracht. Oder liegt vielleicht hier nicht so sehr ein erstaunlicher Gegensatz vor als vielmehr ein ursächlicher Zusammenhang? Wer mag es wissen? Die einander auf den ersten Blick so widersprechenden Züge in Blumhardts Wesen lassen jedoch den Wunsch verstehen, der in dem schönen Nachruf uns begegnet, den der „Basler Volksbote“ dem Dahingeschiedenen widmete: „So tritt denn vor unsre Augen, teurer Vollendeter! Wir möchten es gern zu Herzen nehmen, auf welche Weise der Herr dich erzog, daß du so vielen Seelen Vater, Führer und Lehrer werden konntest.“

Auch schon während seines Wirkens als Sekretär der Christentumsgesellschaft war Blumhardt der „Freund der Leidenden und der Sterbenden“. Einem

der edelsten Vertreter der ersten Generation der Christentumsgesellschaft, Hans Heinrich Brenner, hielt Blumhardt die Leichenrede, tiefbewegt bezeugend, welch ein heiliges Vermächtnis ihm der Umgang mit dem Dahingeshiedenen geworden war. Ein anderes Kranken- und Sterbebett, das von Ursula Schneider, die selbst für Lavater in seiner letzten Leidenszeit ein tröstendes Vorbild war, wurde für Blumhardt eine Stätte immer neuer Erinnerung an die Botschaft des Evangeliums von der Auferweckung des Lazarus.

Mitten in alledem aber diente er unermüdlich dem ihm übertragenen Amt, so daß er sich in kurzer Zeit eine umfassende Kenntnis all der Bestrebungen erwarb, in deren Dienst sich die Christentumsgesellschaft gestellt hatte, vor allem der evangelischen Mission. Die stete Beschäftigung mit der Missionsgeschichte unterbrach Blumhardt auch nicht, als er nach Württemberg zurückkehrte. Selbst während der schweren Kriegsnot der Jahre 1812 bis 1815, die gerade für diejenige Gegend, in der Blumhardts Pfarrei sich befand, große Drangsale mit sich brachte, arbeitete er mit unermüdlicher Treue weiter und war besonders auch als Übersetzer wichtiger englischer Missionsliteratur tätig, so daß wir auch hier wieder die Brücke vom englischen zum kontinentalen Geistesleben vor uns haben.

So konnte es nicht anders sein, als daß Spittler mit Blumhardt in treuester Freundschaft verbunden blieb. War Spittler der Mann der Glaubenstat, des Wagemuts, der heiligen Entschlossenheit und der persönlichen Freiheit, so war Blumhardts Art ein Zeugnis für die Wahrheit des alten Wortes: „Bewahre die Ordnung, so wird die Ordnung dich bewahren.“ Aber diese äußere Verschiedenheit war nur die Kehrseite einer tief innerlichen Gemeinsamkeit, die so tief ging, daß die beiden in einer Stunde jugendlichen Überschwangs sich wünschten und gelobten, daß ihre Gebeine einmal in demselben Grab ruhen möchten. Selbst

dieser Wunsch hat sich in Wahrheit erfüllt. Spittler, der seinen Freund um beinahe dreißig Jahre überlebte, wurde in dessen Grab auf dem Spalen-Gottesacker beigesetzt, und beider Gebeine wurden später auf den Kannenfeld-Gottesacker übergeführt, wo sie vereint ruhten bis zu dessen Aufhebung.

Aber nicht nur in seiner nächsten Umgebung hatte Spittler Freunde, die ihm mit Herz und Sinn verbunden waren, sondern der Kreis der ihm Zugetanen erstreckte sich weit in die Ferne. Dabei ist das Wort „Ferne“ nicht nur geographisch gemeint, sondern bezieht sich auch auf die Lebensumstände und Lebensführungen. Wir können bei diesem kurzen Überblick nur einzelne beispielhafte Gestalten herausgreifen. Da ist der Freiburger Fabrikant *Karl Mez*. Geboren in Kandern am 20. April 1808, kam er fünfzehnjährig nach Freiburg zu seinem Onkel Christian Adam Mez, und seither war Freiburg seine Heimat. Er entwickelte sich zu einem bedeutenden Geschäftsmann, dessen Firma heute noch hochangesehen in Freiburg besteht.

Was für ihn besonders bezeichnend war, ist die Verbindung von politisch-freisinnigem Denken — er war mit Struwe und Häcker persönlich befreundet — mit einem tiefgläubigen Christentum. Ja es erregte einen gewissen Anstoß, daß er seit einer Italienreise eine echte Sympathie zum Katholizismus empfand wie auch später zu den Irvingianern, in deren Gemeinde er jedoch nicht eintrat. Andererseits liebte er sehr die Berleburger Bibel.

In dieser geistigen Welt beheimatet, bekannte sich Karl Mez zu einer echt christlichen Politik, wobei er sich über die entscheidende Wichtigkeit der sozialen Frage völlig klar war. Liest man etwa seine Rede vom 30. November 1848 vor der zweiten badischen Kammer in Karlsruhe, so wird man aufs neue bewegt vom Schmerz darüber, daß solche Stimmen im Grunde ungehört verhallten, während das Kommunistische Mani-

fest, das kurz zuvor erschienen war, einen ungeheuren Widerhall fand. Dabei sind die Gedanken, die Karl Mez aussprach, der Wirklichkeit des Menschen viel näher und stellen durchaus nicht nur Nahziele dar, sondern richten den Blick auf ferne, hohe Ideale.

Karl Mez fand bei alledem noch Zeit, Mitglied des Basler Missionskomitees zu sein, und als er 1857 erstmals St. Chrischona besucht hatte, wurde er auch Mitglied des Komitees dieses Werkes. In gewisser Weise hat er die Ideen seines Freundes Spittler in Freiburg selbst verwirklicht, und zwar in großzügigem Maßstab. Bei seiner Silberhochzeit wurde ihm von seinem Sohn eine Summe überreicht zu einem wohltätigen Zweck. Karl Mez legte selbst noch einen ansehnlichen Betrag dazu und gründete 1859 das Evangelische Stift in Freiburg, das ein Waisenhaus, ein Versorgungshaus, andere wohltätige Anstalten und zugleich den Grundstock des Freiburger Diakonissenhauses umschloß. Es handelte sich hier um Anstalten, welche die verschiedensten Zweige der Inneren Mission in sich beschloßen und in ihrer Art etwas Mustergültiges darstellten.

Auch in die theologischen Kämpfe seiner Zeit hat Karl Mez eingegriffen. Als er am 28. Mai 1877 heimgehen durfte, schrieb ein Vertreter des badischen Oberkirchenrates an die Witwe — und diese Worte erscheinen als ein besonders zeugnishaftes Charakteristikum —: „Was Sie an dem Heimgegangenen verloren haben, das können nur Sie ermessen. Mir aber geziemt es, im Namen der Kirche anzuerkennen, daß sie in demselben einen ihrer besten Söhne, einen ihrer unerschrockensten Verteidiger, einen ihrer unermüdetlichsten Wohltäter verloren hat. Ein eigentlicher Kirchenmann ist er nie gewesen. Das Reich Gottes, das weiter und tiefer ist als die Kirche, war der Gegenstand seiner Liebe. Aber darum hat er doch die Kirche als die gottgeordnete Magd des Herrn in Ehren gehalten, und wenn er sie tadelte, so hat er das mit

dem Herzen eines Freundes getan. Solche Männer aber sind die wahren Förderer der Kirche. Mir persönlich, ich darf es wohl sagen, ist der Entschlafene viel gewesen. Vor zwanzig Jahren hat er mir geholfen, Werke der Inneren und Äußeren Mission ins Leben zu führen, und hat mich dabei mit Rat und Tat unterstützt. Später habe ich mich oft an seinem prophetischen Eifer für die Durchführung der Reichsgottesgedanken innerlich erquickt. Auf den beiden letzten Generalsynoden habe ich den Mann mit dem hinreißenden Wort, mit der selbsterlebten Frömmigkeit, mit dem weiten Herzen und engen Gewissen bewundert, wenn ich auch nicht immer mit ihm einiggehen konnte. — Nun sind seine Lippen verstummt, und seine Hand vermag nicht mehr im Dienste der Barmherzigkeit sich auszustrecken. Aber sein Auge schaut den, welchen es hier nur im dunkeln Spiegel gefunden hat; und sein Herz liebt voll und ganz den, den zu lieben und dem hier in den Seinen zu dienen hier schon seine Freude war. Gott schenke uns Männer, die in seine Fußstapfen treten und die Lücke ausfüllen, die durch seinen Hingang entstanden!“

Eine wiederum ganz andersartig geprägte Persönlichkeit finden wir in *Karl Köllner*. Er wurde 1790 als viertes von sieben Kindern des Pfarrers Köllner in dem mitteldeutschen Dörfchen Naurodt geboren. Seine Kindheit fiel in die Zeit großer Kriegswirren und Heimsuchungen; das Pfarrhaus wurde mehrfach geplündert. Alle diese Erlebnisse erweckten aber in dem Knaben ein tiefes Innenleben, das auch seine mangelhafte Schulbildung weithin ausglich. Früh fühlte er sich besonders hingezogen zu den Schriften von Jung-Stilling.

Da wurde die Familie durch ein überaus schweres Leid heimgesucht. Von den beiden ältesten Söhnen, die in Frankfurt eine kaufmännische Lehre durchliefen, wurde der eine, während er sich nach Hause

begab, an einer einsamen Stelle ermordet. Für Karl Köllner wurde dieses tiefe Leid Anlaß zu einer entscheidenden Wendung auch seines äußeren Lebensweges, indem der Lehrherr des Ermordeten ihn an dessen Stelle annahm. Später sah Karl Köllner in dem schrecklichen Tod des Bruders eine „Gnadenbewahrung“. Dies wirkte sich auch so aus, daß er sich ganz bewußt zu einer ernsten Lebensführung entschloß und z. B. grundsätzlich auf den Besuch der Oper wie des Theaters verzichtete, weil er hierin eine Gefahr sah. Als ein besonderes Gnadenjahr nannte er immer das Jahr 1807. In jene Zeit fiel auch ein bewußter Missionsentschluß, zu dem sich jedoch die Verwirklichung nicht einstellen wollte.

Statt dessen entschloß sich der siebzehnjährige junge Mann dazu, einsame Kranke in Spitälern zu besuchen und ihnen aus dem reichen Schatz der Heiligen Schrift und vor allem auch der Kirchenlieder, deren er viele auswendig kannte, Trost zuzusprechen.

Im Hause seines Lehrherrn verkehrten viele bedeutende Persönlichkeiten, und so hatte Karl Köllner auch die Freude, Jung-Stilling noch persönlich kennenzulernen. Er ist es, der uns die bezeichnende Geschichte überliefert hat, daß Jung-Stilling ihm zwei Briefe zum Weiterbefördern gegeben habe: den einen an den Kaiser von Rußland, den andern an den „blinden Postillion zu Wien“.

Durch Vermittlung eines Freundes wurde Karl Köllner aufgefordert, das Geschäft eines erkrankten Weinhändlers namens Keerl in Segnitz am Main zu führen. Auch dieses Haus gehörte dem Kreis der Christentumsgesellschaft, und zwar demjenigen von Nürnberg an. Schöner und Kissling, der große Prediger und der gesegnete Evangelist, gingen dort aus und ein.

Nachdem es eine Zeitlang schien, als ob der kranke Hausherr wieder genesen würde, verschlimmerte sich sein Zustand plötzlich, und er wurde doch heimgesucht.

Die Witwe faßte zu ihrem Geschäftsführer Karl Köllner ein so großes Vertrauen, daß die beiden im Juli 1814 den Bund der Ehe schlossen. Durch all dies wurde auch der Vater Köllner in Naurodt in die Kreise der Christentumsgesellschaft hereingezogen. Bald wurde er Sekretär der Gesellschaft in Frankfurt und wurde daraufhin von Spittler nach Basel berufen, wo er noch sieben Jahre wirken durfte.

Die jungen Eheleute Köllner zogen inzwischen nach Würzburg, wo damals die Protestanten nur geduldet waren. Trotzdem wurde Karl Köllner das Armenwesen der Stadt übertragen, und die Briefe des Vaters aus Basel vertieften das Interesse für die Fragen des Reiches Gottes, vor allem was Rußland betrifft. 1820 schrieb Karl Köllner einen Brief an alle protestantischen Pfarrer Bayerns — es waren damals deren 1036 — in der Sache der Mission. Gleichzeitig wurde die Verbindung aufgenommen mit Ami Bost und den Erweckten in Straßburg, so daß wir auch hier wieder einen Einblick bekommen in den weltweiten Horizont eines damaligen Hauses, das vom Geist der Christentumsgesellschaft geprägt war.

Indessen ging das Geschäft zurück, was aber Karl Köllner nicht hinderte, sein Interesse weiterhin der Judenmission in Warschau und in Würzburg selber zuzuwenden. Im Jahre 1820 entschloß er sich, Freunde in Stuttgart zu besuchen, und kam dabei auch durch Korntal, wobei ihn eine tiefe, von ihm nicht weiter zu erklärende Ahnung befiel. In der Stuttgarter Stiftskirche hörte er Steinkopf predigen, wodurch seine Liebe zur Bibel- und Missions Sache neu belebt wurde.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat entschloß sich Karl Köllner, sein Geschäft aufzugeben, um sich ganz missionarischen Aufgaben zu widmen. Er reiste vorläufig allein nach Basel und holte später seine Familie nach. Spittler hatte damals den Plan, ein Haus für Juden Kinder in Bürglen in Baden nahe der Grenze zu

eröffnen. Dieser Plan zerschlug sich; doch zeigte sich ganz in der Nähe in Sitzenkirch eine neue Möglichkeit, die Karl Köllner sogleich verwirklichte. Da evangelische Gottesdienste nur sehr weit von Sitzenkirch entfernt stattfanden, hielt Köllner Versammlungen ab, die aber von der badischen Polizei als „gesetzwidrige Konventikel“ verboten wurden. Auch der Arbeit an jüdischen Kindern wurden Schwierigkeiten in den Weg gelegt, so daß man dazu überging, verwahrloste christliche Kinder in Sitzenkirch aufzunehmen. Zugleich wurde die Verbindung mit Zeller in Beuggen aufgenommen.

Nun aber kam eine Zeit, da Sitzenkirch wirklich in die Gefahr der Separation geriet. Das geschah vor allem im Zusammenhang mit Gästen, deren hellseherische Gaben von Köllner überschätzt wurden. Es handelte sich um Seherinnen aus dem Kreis der Frau von Krüdener und zugleich um eine so starke und eigenwillige Persönlichkeit wie den Bandweber Johann Jakob Wirz, unter dessen Leitung Sitzenkirch der „Bergungsort der Gemeinde“ werden sollte.

Da war es nicht nur in menschlicher Hinsicht, sondern auch im Blick auf die gesamte innere Entwicklung des Köllnerschen Kreises eine freundliche Führung, daß der damalige theologische Lehrer am Basler Missionshaus, Johann Christoph Blumhardt, der Neffe des Inspektors und der spätere Seelsorger von Möttlingen und Bad Boll, um Köllners Tochter Doris anhielt. Inspektor Blumhardt segnete das Paar ein, was seine letzte Amtshandlung war. Eine andere Tochter wurde die Gattin eines Missionars in Indien und eine weitere die des Pfarrers Staudt in Korntal. Durch dies alles wurde der Kreis um Köllner wieder in gesunde Bahnen gelenkt.

1842 wurde das erste öffentliche Missionsfest jener Gegend in Sitzenkirch abgehalten, so daß man wohl sagen darf, daß auf Köllners Wirksamkeit die Missionsliebe in Südbaden zurückzuführen ist.

Bald darauf erlebten die Eltern Köllner aus der Ferne den Kampf ihres Schwiegersohnes Blumhardt in Möttlingen mit. Im Jahre 1845 entschlossen sie sich, nach Korntal zu ziehen, wo Karl Köllner zum Vorsteher der Armenanstalt bestimmt wurde. Auch die Übersiedlung Blumhardts nach Boll erlebten sie noch und freuten sich des dortigen gesegneten Anfangs. Da wurde Karl Köllner am 22. März 1853, am Dienstag der Karwoche, auf einem Gang nahe bei Korntal vom Herzschlag gerührt und konnte eben noch sterbend ins Dorf zurückgebracht werden.

Auch der Blick auf Karl Köllners Leben zeigt, welche im besten Sinn bewegte, nämlich vom Heiligen Geist bewegte Zeit es damals war. Daß etwa mit dem Jahre 1840 ein starker Erstarrungsvorgang in der Christenheit einsetzte, tut diesem Tatbestand keinen Eintrag, sondern läßt das Lebenswerk der Männer und Frauen, von denen wir hier nur einige wenige genannt haben, um so leuchtender erstrahlen.

Theologische Kritik am christlichen Wirken

Daß ein Mann wie Spittler nicht nur Freunde, sondern auch Gegner allenthalben hatte, ist nicht verwunderlich. Die bitterste Gegnerschaft aber erwuchs ihm von einer Seite, von wo sie — wenigstens in dieser Form — kaum zu erwarten gewesen wäre. Es handelte sich um die berühmte Missionsfestrede von Johann Tobias Beck im Jahre 1838.

Beck, geboren 1804, war von Mergentheim 1836 nach Basel berufen worden auf eine freie Professur, vor allem um der freisinnigen Theologie von De Wette entgegenzuwirken. Es erschien dem Missionskomitee von Anfang an als selbstverständlich, daß die Schüler der oberen Klassen seine Vorlesungen hörten. Im Jahre 1838 wurde Beck eingeladen, die Predigt am

Missionsfest zu halten. Er begann damit, daß er auf zwei Sprüche der Schrift hinwies: „Du danksagest wohl fein; aber der andere wird nicht davon gebessert“ (1. Kor. 14, 17) und „Du lehrst andere und lehrst dich selber nicht“ (Röm. 2, 21). Wohl versicherte Beck während der Predigt mehrfach, er wolle niemand persönlich treffen und keinem Teilnehmer die Festfreude verderben. Aber gerade dieser wiederholte Hinweis verstärkte die persönlich verletzende Wirkung der Rede. In erster Linie mußte sich Blumhardt getroffen fühlen, aber im weiteren Sinn war diese Missionsfestpredigt eine einzige Kampfansage gegen den Basler Pietismus und vor allem gegen alles das, was Spittler „das Handanlegen“ nannte. Beck erwartete alles von der Einwirkung der oberen Welt und sah in den von Menschen organisierten Werken, wie sie unter Spittlers Händen der Reihe nach entstanden, Eigenwilligkeit, wenn nicht gar Pharisäismus.

Eine Stelle aus der Predigt lautet: „Das Zeugnis des Reiches Gottes geht einmal nicht einher in weichen Kleidern, und Nüchternheit und Wachsamkeit im einfachen Glauben an die einfachen Worte Gottes bedarf es, um dem Widersacher alles guten Werks, dem Fürsten der Welt, mit Festigkeit zu widerstehen und seinen Raub zu entreißen. Unsre hochfahrenden Gedankenflüge, unsre gefühlvollen Herzensergießungen und Phantasiebilder, unsre gewaltigen Worte und schönen Redekünste, unsre Klugheit und unser feiner Takt, womit wir den Umständen und Verhältnissen uns anschmiegen — all das schlägt und bindet ihn nicht, den Starken, der herrscht in den Kindern des Unglaubens und listige Anläufe nimmt gegen die Kinder des Glaubens: nur *ein* Schwert trifft ihn, das Schwert des Geistes, und das ist das Wort Gottes, aber nicht wie es tot liegt in einer wohleingebundenen Bibel, sondern wenn es lebendig wohnt und wirkt in unserm inwendigen Menschen; nicht wenn wir es erst wollen

sichten und seigen mit unsrer eigenen eingebildeten Klugheit und Frömmigkeit, oder nur ins Allgemeine und obenhin es gebrauchen, sondern wenn wir, wie Christus der Herr dem Versucher gegenüber, ohne Ab- und Zutun seine heiligen Gebote und Lehren anwenden auf das, was jedesmal uns vorliegt. O das, meine Brüder, ist eben der böse Schaden heutiger Zeit, daß man bei so viel Rühmen von Bibel und Christentum und Glauben doch nicht genau und strenge es nimmt mit dem Erforschen und Halten dessen, was geschrieben steht, während selbst der Herr, der doch Gottes Geist in sich hatte ohne Maß, immer es wiederholt: ‚Also steht geschrieben — also muß es gehen.‘ Da redet man von Wahrheit, und wie oft ist es nur Schein und Eigenmeinung; da redet man von Geist und geistreichem Wesen, und am Wort der Wahrheit geprüft ist es bloße Fleischesherrlichkeit; da gebärdet man sich in Kraft und Stärke wie ein Held Gottes, und Schaum ist es und Aufgeblasenheit; da fordert man, oft fünfmal vermessener als Petrus, Teufel und Hölle zum Kampf heraus in vermeintlicher Gottesrüstung, und — man wird an einer Magd zuschanden; da singt und spielt man dem Herrn täglich in lieblichen Liedern (Kol. 3, 16) und läßt dahinten, was der Apostel in jener Stelle voransetzt: ‚Lasset das Wort Christi bei euch reichlich wohnen in aller Weisheit, lehret und ermahnet euch selber!‘ “

Zweifellos hat Beck biblische Wahrheiten gesagt. Aber Zeit, Ort und Art dieser Verkündigung war doch im Grunde unbiblisch, weil lieblos. Man kann sich auch des Eindrucks nicht erwehren, daß der Tod Blumhardts Ende desselben Jahres mitverursacht wurde durch die Bitternisse, die gerade dieser Kampf heraufgeführt hatte. Es wurde dies auch am Grab Blumhardts deutlich ausgesprochen, und Spittler konnte davon am wenigsten unberührt bleiben.

Die Feindschaft Becks gegen alles Institutionelle

zeigte sich auch darin, daß er solche Schüler des Basler Missionshauses, die Bedenken hegten, in die anglikanische Kirchenmission sich aufnehmen zu lassen, weil damit gewisse konfessionelle Verpflichtungen verbunden waren, unterstützte, wie er auch gegen Entlassungen von Schülern des Missionshauses protestierte. Dabei ging Becks Überzeugung von der Richtigkeit seiner persönlichen Ansicht oftmals denn doch zu weit.

Beck hat auch den weitverbreiteten Gedanken, man solle zuerst in der Heimat missionieren, ehe man in die Ferne schweife, theologisch zu unterbauen versucht, und die Folgezeit hat gezeigt, daß alle seine Schüler, denen er in seiner Weise in seinem „biblischen Realismus“ Bedeutendes mitgab, allen Werken der Äußeren wie der Inneren Mission, also alledem, was Spittlers ganzen Lebensinhalt ausmachte, fernstanden. Eine Ausnahme machte eigentümlicherweise die Mission der Brüdergemeinde, für die Beck aus schwer erklärbaren Gründen sich noch eine Vorliebe bewahrte.

1843 hat Beck Basel verlassen, um eine Professur in Tübingen anzutreten. Dort hat er noch fünfunddreißig Jahre gewirkt als Verkündiger der von ihm erkannten biblischen Wahrheit, aber doch auch als ein Mann, der die dringlich notwendigen Werke der Äußeren wie der Inneren Mission durch seine Verkündigung schwer gehemmt hat. Auch durch diese Prüfung mußte Spittler hindurchgehen. Er hat sie bestanden und ist nicht müde geworden, trotz des Wissens um die Mangelhaftigkeit und Fehlsamkeit aller unsrer menschlichen Werke, gerade auch der christlichen Werke, immer neu Hand anzulegen und gerade das zu tun, was man nach Beck nicht tun durfte, nämlich das Reich Gottes zu „bauen“.

Wollte man die Kritik weitertreiben, so könnte man sagen, daß auch Becks Schüler sich und ihre Angehörigen sehr gern in Krankheitszeiten den von ihrem Meister so geschmähten Diakonissenhäusern anvertrauten. Aber lassen wir diese unerquickliche Episode, die

freilich den „Anstalten“, eben wegen der scheinbar biblischen Begründung, schweren Schaden zufügte und die andererseits von unerhörter Aktualität ist.

Kinder und Epileptische

Ja, Spittler baute, unbeirrt von aller unchristlichen oder auch christlich sich gebärdenden Kritik. Im Jahr 1845 bot ihm eine betagte Witwe eine Summe Geldes an für irgendeinen guten Zweck. Sie bemerkte dabei, daß im Basler Spital zwar für die Erwachsenen gut gesorgt werde, daß aber die Kinder vernachlässigt werden. Sogleich errichtete Spittler ein kleines Kinderspital in der St.-Johann-Vorstadt. Die Schwester jener Spenderin machte des öfteren geringschätzig Bemerkungen über die kleinen Patienten dieses neuen Hauses, die ihr schmutzig und ärmlich erschienen. Als sie aber selbst durch schwere Krankheit heimgesucht wurde, empfand sie eben dieses Benehmen jenen Kindern gegenüber als Sünde, und sie vermachte dem kleinen Spital ein großes Vermögen. So erstand unter Spittlers Händen eines der ersten und vorbildlich eingerichteten Kinderspitäler.

Ebenso führungsmäßig kam Spittler in den Besitz des Gutes Pfingstweide bei Tettnang in Württemberg. Ein Mitglied der Christentumsgesellschaft hatte das Gut auf einer Versteigerung übernehmen müssen und bot es Spittler zu niederem Preise an. Dieser machte daraus den ersten Evangelistenposten der Pilgermission. Zwei Brüder, Buck und Metzler, nahmen 1849 von dem Anwesen Besitz und wirkten zunächst als Bibelboten in der dortigen Gegend. Dadurch wurden die ganz zerstreut lebenden Protestanten gesammelt, bis eine eigentliche Gemeinde daraus wurde. Später wurde das Haus in eine Anstalt für männliche Epileptische verwandelt, so daß auch dieser Zweig der Für-

sorge noch Spittlers treuen Händen übergeben wurde. Für die „Pfingstweide“ setzte sich ganz besonders lebhaft Karl Mez von Freiburg ein.

Das Heilige Land

Schon seit Jahren hätte Spittler seinen Blick auf das Heilige Land gerichtet. Das Geschick des jüdischen Volkes beschäftigte ihn im tiefsten, und vor ihm stand der Plan, von Palästina aus eine „Pilgerstraße“ nach Aethiopien anzulegen und so missionarisch von Osten her in den damals noch sehr wenig erforschten „dunklen Erdteil“ vorzustoßen.

Der große Naturforscher und christliche Philosoph Gotthilf Heinrich von Schubert (1780—1860) in München machte mit einigen Freunden in den Jahren 1836/1837 eine Forschungsreise nach Palästina und Ägypten und ermunterte daraufhin Spittler in seinem Vorhaben. Spittler suchte nun diesen Plan auf eine ganz eigenartige Weise zu verwirklichen. Es handelte sich um den Gedanken der „Apostelstraße“. Es sollten nämlich auf dem Missionsweg von Jerusalem nach Abessinien Stationen angelegt werden, die nach der Zahl der zwölf Apostel auch deren Namen tragen sollten.

Es zeigte sich allerdings bald, daß diese Idee in dieser Form nicht zur Verwirklichung kommen konnte, und es war und ist auch leicht, Spittler hier den Vorwurf der Phantasterei zu machen. Und doch liegt auch auf solchen nicht zu verwirklichenden Plänen, wenn sie nur aus dem Geist geboren sind, etwas Großes, und es geht von ihnen ein Segenserbe aus. Übrigens darf man auch nicht sagen, daß der ganze Plan der Apostelstraße gescheitert ist. Er konnte nur nicht so völlig durchgeführt werden. Eine naturgemäße Verbindung zwischen dem Dienst in Jerusalem und dem in Abessinien ergab sich in der Folgezeit durch die Wichtigkeit

der Stationen in Kairo und in Alexandrien. Dort haben später durch Jahrzehnte hindurch Brüder von St. Chrischona wichtigste evangelistisch-missionarische Dienste getan. So ist also etwas von der Apostelstraße doch verwirklicht worden. Damit hatte zugleich in Spittlers unermüdlichem Geist der Gedanke der Pilgermission eine neue Gestalt gewonnen.

Als im Jahre 1846 der König von Preußen einen evangelischen Bischof für Jerusalem zu ernennen hatte — ein Geschehen, das wiederum für die anglikanische Kirche von folgenschwerer Bedeutung war —, machte Spittler seinen ganzen Einfluß geltend, daß Samuel Gobat (1799—1879), ein ehemaliger Schüler des Basler Missionshauses, für jenes Amt gewonnen werden konnte.

Ihm gab Spittler nun gleich zwei Brüder von St. Chrischona mit, die ein Brüderhaus in Jerusalem errichten sollten. Es waren Ferdinand Palmer und Konrad Schick, welcher letzterer sich im Lauf der Jahre um die Erforschung des Tempels und seiner Baugeschichte große Verdienste erworben hat. Es ist der später so berühmt gewordene „Baurat Schick“.

Es mag hier die Ansprache wiedergegeben werden, die Spittler am 6. September 1846 vor der Ausreise an die Brüder richtete. Sie spiegelt ganz seinen Sinn wider und hat auch uns heute — ja vielleicht gerade heute — viel zu sagen. Dies sind seine Worte:

„Was ich euch, meine teuren Brüder, vor allen Dingen empfehle, ist ungeheuchelte Herzensdemut, Niedrigkeit des Sinnes und Armut des Geistes. Bittet, daß Gott euch eure eigene Schwäche, Unmacht und die Tiefe eures sündlichen Verderbens immer gründlicher erkennen und lebhafter empfinden lehre und die Wahrheit eurem Geist und Herzen einpräge: Gott widersteht den Hoffärtigen, den Demütigen aber gibt er Gnade!

Ich empfehle euch zweitens gläubiges Aufsehen auf

Jesum, den Anfänger und Vollender eures Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldet er das Kreuz und achtete der Schande nicht, und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes. — Bei der Wichtigkeit und Schwierigkeit eures Unternehmens dürft ihr wohl an euch selbst verzagen, aber nur nicht an ihm; seine Gnade ist eine allgenugsame Gnade, seine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Drittens ermuntere ich euch zu einer gänzlichen Hingabe in den Willen Gottes, sowie zu einem unumschränkten Vertrauen auf Gottes heilige und weise, wengleich oft dunkle und unerforschliche Führung. Manches wird euch auf eurem neuen, zuvor nie betretenen Wege begegnen, das euch unerwartet und entmutigend ist; statt euren Pfad nur mit blühenden Rosen bestreut zu finden, wird euch mancher stechende Dorn hemmend entgentreten. Da lernt aber in tiefer Demut dem Heiland nachbeten: ‚Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir, jedoch nicht, wie ich will, sondern wie du willst; nicht mein, sondern dein Wille geschehe!‘ — Und selbst in der trübsten Gegenwart werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat! Besonders herzlich wollte ich euch das Gebet empfohlen haben. Betet oft, wo ihr auch seid, unter allen Umständen, bei Tag und bei Nacht, zu Wasser und zu Land! Jeder von euch bete einzeln und in der Stille für sich, und wenn kein menschliches Auge ihn sieht, so bete er zu dem Vater, der ins Verborgene sieht! Betet aber auch vereint! Vereintes Gebet vermag sehr viel — es stärkt den Glauben, verknüpft die Herzen durch Bande wechselseitiger Liebe und Eintracht, und wo diese Eintracht und Liebe herrscht, wo Brüder, die einen gemeinschaftlichen Zweck haben, einträchtig beieinander wohnen, wo sie eines Sinnes sind, gleiche Liebe haben, einmütig und einhellig wirken, nichts tun durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demut einer den andern höher achten denn sich

selbst, wo ein jeglicher nicht auf das Seine abschließend sieht, sondern auch auf das, was des andern ist — da verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich. Was der Heiland seinen ersten Jüngern so besonders empfahl — Taubeneinfalt und Schlangenklugheit —, das empfehle ich auch euch in seinem Namen. Ihr werdet mit den verschiedenartigsten Menschen in Berührung kommen, nicht nur mit Freunden, sondern auch mit Feinden des Evangeliums Christi, bisweilen mit offenbaren Spöttern und Verächtern, bisweilen auch mit schlaunen, listigen, verschlagenen Menschen, die alle eure Schritte und Tritte bewachen, ja belauern, da hütet euch vor Menschen, gedenkt an das alte Sprichwort: ‚Trau, schau, wem‘ — prüfet die Geister, ob sie von Gott sind; denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt. Meidet allen bösen Schein! Haltet euch immer einfacher an das ewig-wahre und untrügliche Wort Gottes! Dies sei euch untrügliche Richtschnur eures Glaubens und Lebens! Mit einem Gellert rufe ich euch zu:

‚Halt fest an Gottes Wort; es ist dein Glück auf Erden, und wird, so wahr Gott ist, dein Glück im Himmel werden. Verachte christlich groß des Bibelfeindes Spott! Die Lehre, die er schmäh't, bleibt doch das Wort aus Gott.‘

Beherzigt auch stets in eurer Lage das höchst wichtige Wort des Apostels, das er den römischen Christen zurief, selbst da sie unter dem Nero lebten: ‚Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!‘ So seid nun aus Not untertan, nicht allein um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen! Nur in dem Falle, daß euch etwas sollte zugemutet werden, was dem klar ausgesprochenen Worte Gottes zuwider und völlig entgegengesetzt ist, hat das andere apostolische Wort seine Anwendung: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Und nun befehle ich euch Gott und dem Wort seiner

Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen und zu geben das Erbe unter allen, die geheiligt werden.“

Es war ein denkwürdiger Augenblick, als die Reisenden am 30. Oktober durch das Jaffator in die Heilige Stadt einzogen. Das Brüderhaus selbst ging durch wechselvolle Geschicke, und es kam erst im Jahre 1854 die notwendige Stetigkeit zustande, als Ludwig Schneller mit seiner Gattin und sechs für Abessinien bestimmten Missionaren dort einzog. Im Jahre 1860 nach dem grauenhaften Blutbad, das die Drusen im Libanon unter den Christen anrichteten, wurde aus dem Brüderhaus das Syrische Waisenhaus.

Das Wirken der Sendboten von St. Chrischona war so segensreich spürbar, daß Pastor Theodor Fliedner, der Gründer der Diakonissenanstalt Kaiserswerth, als er mit seiner Frau eine Besuchsreise im Orient machte, tief davon beeindruckt war. Frau Fliedner suchte dann auch im Jahre 1855 Spittler auf und bat ihn, ein nach christlichen Grundsätzen geführtes Geschäft in Palästina zu gründen, damit sowohl die dortigen Europäer — sie dachte wohl zuerst an ihre Diakonissen — wie auch die Einheimischen gute Waren zu rechtem Preis beziehen könnten. Spittler leistete auch dieser Anregung Folge, und die Arbeit durfte sich trotz vieler Mühen und Verdrießlichkeiten segensreich entfalten. Lange Zeit stand diesem Werk der Missionskaufmann Duisberg vor, der heute noch vielen in lieber Erinnerung ist.

Das Diakonissenhaus

Die heftigen Angriffe Becks konnten selbst den alternden Spittler nicht abhalten, wo immer ihm eine Not entgegentrat, tatkräftig und unbeirrt Hand anzulegen. Seit Jahren schlug sein Herz warm für die Sache der Diakonissen, die sich dem Herrn zum Dienst an

den Kranken ganz hingeben. Im Basler Spital waren in den vierziger Jahren eine Anzahl von Wärterinnen, die in Ludwigsburg eine Vorbildung erhalten hatten und in einem kleinen Verein in Basel zusammengehalten waren. Da begab es sich aber, daß in wenigen Jahren eine nach der andern sich verheiratete und dadurch ein empfindlicher Mangel an Krankenpflegerinnen entstand. Spittler erkannte, daß nun der Augenblick gekommen sei, ein Mutterhaus für Diakonissen zu eröffnen, die sich den Krankendienst zur Lebensaufgabe erwählen, ein Mutterhaus, darin sie jeder andern Sorge überhoben, untereinander als Geschwister, gleich einem festen Orden, aber doch in evangelischer Freiheit zusammengeschlossen arbeiten, ruhen und wie Kinder des Hauses aus- und eingehen können.

Der Gedanke der Diakonie war schon seit einigen Jahren in Basel da und dort auf fruchtbaren Boden gefallen. Schon am 5. Juni 1842 hatte Pfarrer Franz Härter, der Gründer des Straßburger Diakonissenhauses, in der Martinskirche von Basel gesprochen über „das Amt der Diakonissen in der evangelischen Kirche, mit besonderer Beziehung auf die Diakonissenanstalt zu Straßburg“. Auch Theodor Fliedner hatte in den vierziger Jahren im Fätkli einen Vortrag über das Diakonissenwesen gehalten, wozu Frauen und Jungfrauen aus allen Ständen eingeladen wurden. Die Folge war, daß sich im Lauf der folgenden Jahre immer wieder junge Mädchen durch Spittlers Vermittlung nach Kaiserswerth abordnen ließen. Sie traten damit in den Kreis der Kaiserswerther Diakonissen ein.

Nun aber war die Not in Basel selbst so groß, daß Spittler den Augenblick für gekommen sah, ein eigenes Diakonissenhaus zu gründen. Wohl zeigte sich auch hier wieder Spittler als der Mann der Organisation; aber in aller Organisation war ihm die biblische Haltung immer das Allerwichtigste. Darum wurde auch bei all seinen Gründungen die Wahrheit des Wortes im-

mer neu offenbar: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Die Sorge um die geeignete Liegenschaft wurde Spittler bald auf wunderbare Weise abgenommen. In Riehen bestand seit langem eine christliche Privatschule für Knaben, die damals unter der bewährten Leitung von Pfarrer Johannes Hoch stand, dem Urgroßvater des gegenwärtigen Vorstehers des Diakonissenhauses. Dieser sah sich eben um jene Zeit in die Lage versetzt, seine Arbeit aufzugeben. Spittler trat alsbald in Unterhandlungen mit diesem Freund, und als diese zum Abschluß gekommen waren, bot eine Witwe von Basel das nötige Kapital für das Unternehmen an. Nun schritt Spittler sofort zur Bildung eines Komitees für das neue Werk. Auch hier wurden ihm unter Gottes Leitung die rechten Männer geschenkt. Am 19. Februar 1852 fand die erste Sitzung statt.

Aber nun erhob sich sogleich die wichtige Frage, wo die geeignete Persönlichkeit für die Leitung des neuen Werkes zu finden sei. Auch da wiederum durfte Spittler in wunderbarer Weise die göttliche Zusage erfahren: „Ich will dich mit meinen Augen leiten“ (Ps. 32, 8). Spittler fuhr kurzerhand zu seinem Freund Zeller nach Beuggen, um seine Tochter Sophie für dieses neue Amt zu gewinnen. Allein ihre Antwort war ein klares Nein: „Herr Spittler, ich taue nicht; denn ich kann kein Blut sehen.“ Aber gleich fügte sie bei: „Gehen Sie nach Hagen und holen Sie die Trinette Bindschädler! Die ist ganz dazu angelegt: denn wo es eine Verwundung oder Operation gibt, da ist sie bereit, Dienste zu leisten.“

Spittler hatte bis dahin Trinette Bindschädler überhaupt nicht gekannt. Aber schon am andern Tag machte er sich auf den Weg nach Hagen, nicht ohne Bedenken, ob die alternden Eltern das Opfer bringen werden, diese noch einzige Tochter, die sie bei sich hatten, für immer wegzugeben. Wie war er erstaunt, vom

Vater alsbald die Antwort zu bekommen: „Wenn unsre Tochter Lust hat, solchem Ruf zu folgen, so stehen wir ihr gar nicht im Wege!“ Trinette Bindschädler erkannte in Spittlers Anfrage sogleich den Ruf ihres Herrn, dem zu dienen schon seit Jahren ihr innerstes Anliegen war. Sie hatte schon in frühen Jahren durch den Kreis um Köllner und Johann Jakob Wirz tiefe Anregungen empfangen. In ihr Denken gibt ein Brief an Spittler vom 6. April 1852 Einblick, aus dem hier einige Sätze mitgeteilt seien:

„Nur im Vertrauen auf die mächtige Durchhilfe Gottes kann ich denn mit freudigem, dankbarem Herzen den neuen Lebensweg betreten, den der Herr mich führen will und den er durch eine bereitwillige Zustimmung meiner Angehörigen selbst gebahnt hat. Mein innerstes Flehen ist es, daß ich, vor Selbsttäuschung bewahrt, nach des Herrn Willen im Glauben handeln könne und die Liebe Christi mich dringe, gern alles dranzugeben und mit ausdauernder Geduld meinem Beruf zu leben. Wie ich mir diese hingebende Liebe täglich in reichem Maße erlehen möchte, so bitte ich Sie, wertester Herr Spittler, tragen Sie mich auf fürbittendem Herzen, daß mir alles das verliehen werde, was mir not tut, um dem Herrn mit Weisheit, Liebe, Freudigkeit und in herzlicher Demut dienen zu können, zum Preise seines Namens. Sie und das verehrte Komitee bitte ich aber, mich in Geduld zu tragen und Ihre Erwartungen nicht zu hoch zu stellen; mit möglichster Gewissenhaftigkeit werde ich die Ausbildungs- und Vorbereitungszeit benützen und sodann meine Pflichten zu erfüllen trachten.“

Trinette Bindschädler reiste nun zunächst nach Kaiserswerth und Straßburg, um die dortigen Diakonisenhäuser kennenzulernen und sich in ihren künftigen Aufgabenkreis einführen zu lassen. Auf dieser Reise wurde sie begleitet von Susette Spittler, die ihr von da an zeitlebens eine treue Freundin und Beraterin war.

Nach ihrer Rückkehr wurde Trinette Bindschädler am 11. November 1852 durch den Ortsgeistlichen, Herrn Pfarrer Staehelin, in Riehen zu ihrem Amt als Vorsteherin der Diakonissenanstalt eingesegnet. Zugleich wurden zwei Schwestern in die Vorprobe aufgenommen und das Anstaltshaus dem Dienst Gottes geweiht.

Die Gaben flossen reichlich für das neue Werk, und auf einen Aufruf hin meldeten sich schon im folgenden Jahr acht gläubige junge Mädchen für den Diakonissendienst. Trinette Bindschädler erwies sich als eine geistesmächtige, edle Persönlichkeit, die dem jungen Werk in seinen Anfangsjahren das eigentliche Gepräge gab. Spittler hing mit großer Liebe an diesem Werk und förderte es in jeder Hinsicht. Wie freute er sich über den Zuwachs an Schwestern und über die immer neu sich eröffnenden Arbeitsgebiete! Er trug wahrlich das ganze Werk und seine junge Oberschwester auf betendem Herzen. Er durfte es noch erleben, daß etwa achtzig Schwestern innerhalb der Anstalt wie auf Außenstationen in gesegnetem Liebesdienst standen.

Siebzig Jahre war Spittler alt, als ihm die Gründung des Diakonissenhauses geschenkt wurde, und doch überschaute er mit dem Blick des auf der Höhe des Wirkens stehenden Mannes im voraus manche Folgen, die sich in ferner Zeit ergeben mußten. So wurde auf seine Anregung hin noch in demselben Jahr 1852 ein Altersasyl für im Dienst erkrankte oder erschöpfte Schwestern gegründet.

Allezeit aber lag es Spittler am Herzen, daß die Aufgabe der Diakonissen sich nicht beschränken dürfe auf die Pflege der Kranken als einer Erscheinung des Leibeslebens allein, sondern daß hinter dem allem die Sorge zu stehen habe für unsterbliche Seelen. Diakonissendienst war für ihn immer — mit oder ohne Wortverkündigung — Seelsorge.

Andere Werke

Fast kein Gebiet des menschlichen Lebens gab es, das nicht von Spittler mit Teilnahme, aber auch mit „Handanlegen“ begleitet wurde. So suchte er im Jahre 1857 ein Heim für alleinstehende Frauen zu schaffen und damit zu verbinden eine sogenannte „Mägdeherberge“, das heißt eine Stätte, in der Dienstboten, vor allem auswärtige, die im Augenblick ohne Lebensaufgabe und Verdienst waren, den Versuchungen der immer größer werdenden Stadt entzogen werden konnten. Während der erstere Plan — das Frauenstift — weniger Anklang fand, durfte Spittler es erleben, wie in der Mägdeherberge „auf den Schoren“, die 1858 eröffnet wurde, und für die ganz besonders gut geeignete Hauseltern, nämlich das Ehepaar Kull-
Huber, gefunden wurden, Hunderte von Mädchen Zuflucht, Hilfe, Verdienst und Bewahrung fanden.

In diesem Zusammenhang ist eines besonderen Werkes zu gedenken, das zwar im Vergleich zu den bisher erwähnten unscheinbar dasteht, aber wohl eben deshalb Spittlers besondere Liebe und Teilnahme erfuhr: die Kleinkinderschule von Bettingen. Die Kinder dieses Dorfes auf dem Weg von Riehen nach St. Chrischona erweckten Spittlers Aufmerksamkeit, und so wurde er auch auf diesem Gebiet bahnbrechend. Schon 1850 wurde diese Kleinkinderschule gegründet.

Während Bettingen denkbar nahe bei Riehen liegt, umfaßte Spittlers Geist immer auch das denkbar Ferne mit gleicher Teilnahme und Liebe. Darum nahm er die Hilferufe aus Amerika ganz ernst, die hinwiesen auf die große geistliche Not der dorthin Ausgewanderten. Spittler war zunächst darauf bedacht, den Lehrplan von St. Chrischona so umzugestalten, daß eine gute Vorbereitung für den Dienst der Evangelisation unter diesen Auswanderern gewährleistet war. Damit nahm er übrigens ganz eine frühere Tradition der Christen-

tumsgesellschaft auf. Schon der ältere Urlsperger war ja von der Sorge um die geistliche Betreuung der Auswanderer tief bewegt und hatte in dieser Hinsicht geholfen, wo und wie er konnte. So zogen in der Folgezeit viele Brüder von St. Chrischona aus als Sendboten übers Meer in den „neuen Kontinent“, vor allem nach Texas, Kanada, Chile und Brasilien.

Wiederum nach einer andern Himmelsrichtung müssen wir unsern Geist wenden, wenn wir hören, daß Bibelboten von St. Chrischona nach Kurland gesandt wurden. Die spätere Erweckung in Rußland, kurz vor dem großen Zusammenbruch, ist nebst dem Wirken der Brüdergemeine vor allem auch dem evangelistischen Zeugnis der Chrischonabrüder zu verdanken.

Über der Arbeit in der Ferne wurden aber die Aufgaben in der Nähe nicht vergessen. Als im Jahre 1858 der erste Hauenstein-Tunnel gebaut wurde, wie auch kurz darauf bei Eisenbahnarbeiten im Kt. Schaffhausen, sandte Spittler Bibelboten zu den Arbeitern, damit sie ihnen mitten in die Welt der damals noch Zeit und Kraft ungleich viel mehr als heute beanspruchenden Arbeit hinein das Wort Gottes mit seiner seligmachenden Botschaft brachten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein Mann wie Spittler oftmals aufgesucht wurde von Persönlichkeiten, die im Leben irgendwie gestrandet waren und keinen Ausweg mehr sahen, ja sogar in der Versuchung des Selbstmordes standen. Im Blick auf solche Menschen kaufte Spittler das Gut Maienbühl bei Riehen an und nannte es: „Freiwillige Zwangsanstalt zur Pilgerhütte“. Dieser Name erscheint zunächst befremdlich. Aber jedes einzelne Wort hat seine programmatische Bedeutung. Unbedingt hielt Spittler daran fest, daß der Eintritt in die Anstalt freiwillig sein müsse. Er ließ sich also niemals dazu herbei, daß ihm etwa von polizeilicher Seite her gefährdete Persönlichkeiten zugewiesen wurden. Hatte aber jemand den

Eintritt freiwillig — und Spittler ließ jedem genügend Zeit, sich die Sache zu überlegen — vollzogen, so stand er unter strenger Ordnung. So ist die Bezeichnung „freiwillige Zwangsanstalt“ zu verstehen. Aber auch die beigefügten Worte „zur Pilgerhütte“ hatten ihren tiefen Sinn. Die Insassen sollten wissen, daß der Aufenthalt auf dem Maienbühl eben eine Station ihres Weges sei, den sie dann mit Gottes und der Menschen Hilfe geheilt und gebessert in Freiheit fortsetzen durften.

Spittler war der Überzeugung, daß Menschen, die vom rechten Weg abgekommen waren, nur durch strenge Ordnung, also durch Zwang wieder zurecht kommen konnten, wobei selbstverständlich der Zwang ausgeübt wurde im Geist christlicher Liebe und tiefen Verstehens. 1855 wurde die Anstalt eröffnet, und der erste Insasse war ein vollkommen gescheiterter Student der Theologie aus Tübingen.

Noch etwas anderes zeigt Spittler hier als den großen Erzieher, nicht nur als den an Plänen reichen Organisator. Jeden, der in den Maienbühl eintreten wollte, ließ Spittler zuerst einen ausführlichen Lebenslauf schreiben, und zwar im Sinne der Gewissensforschung. Er war der Überzeugung, daß die Aufhellung der Gründe, die zu einem Versagen auf der Lebensbahn geführt haben, viel zur Hilfe beitrüge. In gewissem Sinn nahm Spittler also hier einen Grundgedanken der Psychoanalyse voraus.

Während all dieser Geschehnisse wuchs Spittlers Lieblingswerk, St. Chrischona, immer mehr an, so daß der Raummangel immer drückender wurde. Der Bauer, dem das Chrischonagut um das Kirchlein her gehörte, war dem Werk feind und ließ sich nicht bewegen, etwas Land zu einem Bauplatz herzugeben. Das trieb Spittler viel ins Gebet. Da bot ein Jude sein Stück Land etwas unterhalb vom Berg zum Kauf an, und auch das nötige Geld stellte sich ein. Auf diesem Land wurde im Jahre 1857 ein Ökonomiehaus erbaut.

Aber Gott griff noch anders ein. Der feindliche Nachbar stürzte in seiner Scheune von der Leiter zu Tode, und gleichzeitig traf ein ungesuchtes Anerbieten einer Dame aus England ein, das zum Verkauf kommende Chrischonagut für die Anstalt zu kaufen. So konnte 1860 das erste Anstaltshaus erbaut werden. Im Jahresbericht jenes Jahres heißt es darüber: „Wie überaus glücklich wir uns schätzen bei unserm neuen geräumigen Lehrzimmer, Speisesaal, Küche, Back- und Waschstube, können nur diejenigen unsrer Freunde recht empfinden, denen unsre über fünfzehn Jahre im Turm und Dach der alten Bergkirche geführte Haushaltung näher bekannt ist.“

Nach einigen Jahren wurde ein zweites Haus erbaut, enthaltend eine Inspektorenwohnung und Räume für die Buchdruckerei und Buchbinderei. Spittler durfte dann noch kurz vor seinem Tod, 1867, die Freude erleben, das zweite Anstaltsgebäude, zwar noch nicht vollendet, aber doch aufgerichtet zu sehen.

Zu jener Zeit war die Basler Mission, die ältere Schwester von St. Chrischona, schon über ein halbes Jahrhundert alt. So gewiß Spittlers Herzen die „Pilgermission“ später ganz besonders nahelag, so darf darüber doch nicht vergessen werden, daß er unablässig teilnahm auch an der weltweiten Entfaltung der Basler Mission, deren Begründung und gesetzliche Einordnung in das Gebiet von Basel-Stadt menschlich gesehen ganz allein sein Werk war.

Damals, als das zweite Anstaltsgebäude auf St. Chrischona erstellt wurde, also 1867, stand schon das dritte, also unser heutiges Missionshaus, seit sieben Jahren da als ein Wahrzeichen der nimmermüden Liebe zu den dem Evangelium fernen Menschen. Junge Männer aus allen Berufen wurden hier ausgebildet, Missionare von den Feldern in Afrika und Asien kehrten hierhin zurück, und an alledem nahm Spittler liebend und tätig Anteil.

Die Erweckung der helfenden Kraft

Für einen Menschen, zu dessen Wesen das Helfen gehört, ist es entscheidend, ob es ihm gegeben ist, im andern die helfende Kraft zu erwecken. Bei Spittler war dies in hohem Maße der Fall. Schon alles bisher Berichtete legt davon Zeugnis ab. Ein besonders bezeichnendes Beispiel sei noch erwähnt. Einmal war ein Herr Fingado aus Lahr Spittlers Gast beim Missionsfest. Fingado erzählte von seiner Bekehrung, und daß er und seine Frau nun aus Gewissensgründen ihr bisheriges Putzwarengeschäft nicht mehr länger betreiben könnten und darum den Plan gefaßt hätten, nach Amerika auszuwandern. An das Missionsfest schloß sich wie üblich das Beuggener Fest an. Dabei legte der Hausvater Zeller den vielen Gästen die Not der zahlreichen Waisenkinder in der Heimat ans Herz. Als Spittler mit seinem Gast wieder in Basel angelangt war, fragte er diesen, wie es denn in der Gegend von Lahr mit der Waisensache stehe. Dieser antwortete, es werde dort gehalten wie fast überall: man gebe die Waisenkinder dem, der sie am billigsten nehme. Darauf sagte Spittler zu Fingado: „Also gehen Sie nicht nach Amerika, sondern fangen in Lahr ein Waisenhaus an!“ Gleichzeitig legte er als erste Gabe für dieses noch gar nicht entstandene Werk einen Dukaten auf den Tisch, den Fingado, der auf den Vorschlag gar nicht eingehen wollte, weil er viel zu viele Schwierigkeiten voraussah, wohl oder übel annehmen mußte. Als er dann aber, nach Lahr heimgekehrt, seinen Freunden von dem in Basel Erlebten berichtete und dabei auch jenen Dukaten Spittlers auf den Tisch legte, wurden alle voll Freude, und jeder legte noch eine größere oder kleinere Summe dazu, so daß in wenigen Augenblicken ein Anfangskapital für das neue Werk beisammen war. Wirklich begann nach einigen Wochen das Ehepaar Fingado mit der Aufnahme einiger Waisen-

kinder, und aus dem kleinen Anfang wurde, wie es so oft in der Geschichte des Reiches Gottes gegangen ist, bald ein großes Werk. Lahr hat überhaupt als geistliches Zentrum seine wichtigsten Impulse von Spittler erhalten.

Die Chrischona-Gemeinschaften

Von Anfang an sah Spittler eine Aufgabe von St. Chrischona darin, die zerstreuten Protestanten zu sammeln. Daraus entstand die erste evangelische Kirche in Rheinfelden. Spittler hielt sich überhaupt treu zur Kirche und besuchte, solange seine Gesundheit es erlaubte, regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst.

Mit dieser Grundhaltung waren freilich von Anfang an zwei Gedanken bei ihm verbunden. Einmal hielt Spittler, wie alle Männer der Christentumsgesellschaft, als selbstverständlich das Spenersche Erbe fest, das in dem Gedanken bestand, es müsse auf Grund des allgemeinen Priestertums der Gläubigen freie Zusammenschlüsse solcher geben, die — um Luthers Ausdruck aus der Deutschen Messe zu gebrauchen — „mit Ernst Christen sein wollen“. Zum andern bedauerte Spittler immer, daß das Diakonenamt im Protestantismus in Abgang gekommen war. Er hatte den Plan, die auf St. Chrischona ausgebildeten jungen Leute den Kirchengemeinden als Diakonen anzubieten. Allein er stieß mit diesem Gedanken überall auf Ablehnung. Von der heutigen Sicht aus muß übrigens gesagt werden, daß Spittler auch hier eine Entwicklung vorausgesehen und innerlich vorausgenommen hat, die später erst einsetzen sollte.

Indessen ergab sich aus dieser Begegnung verschiedener Anschauungen vom Wesen der christlichen Gemeinde, daß die Zusammenschlüsse, die sich um die Chrischonakreise bildeten, obgleich ihre Mitglieder nie

aus der Kirche austraten, doch dieser gegenüber eine starke Freiheit bewahrten. Spannungen konnten hier nicht ausbleiben. Aber in der Zeit der „elften Stunde“, von der Spittler so oft sprach, und die sich immer deutlicher abzuzeichnen begann, haben gerade solche freien Zusammenschlüsse ihr besonderes Recht und ihre große Bedeutung, zumal da diese Kreise zumeist alle christlichen Werke innerlich und mit ihren Gaben trugen.

Es kommt hinzu, daß die um die Mitte des Jahrhunderts auch in den schweizerischen Protestantismus mit Macht einbrechende liberale Theologie viele bewußte Christen zu engerem Zusammenschluß geradezu zwang. In gewisser Weise komplizierter wurde freilich die Lage, als die Herrschaft des Liberalismus zu Ende zu gehen schien — wobei freilich dieses Ende oftmals in der Tat nur ein scheinbares war — und die Landeskirche nach ihrer äußeren Organisation einen im Grunde unevangelischen Alleinherrschaftsanspruch erhob.

Letztlich gehen die Chrischona-Gemeinschaften zurück auf das, was die Gründer der Christentumsgesellschaft gewollt hatten: einen nicht gegen die bestehenden Kirchen gerichteten, aber von ihnen doch möglichst unabhängigen Zusammenschluß ernster Christen.

Von Mensch zu Mensch

Christian Friedrich Spittler erscheint in der Geschichte zumeist vornehmlich als der große Gründer christlicher Werke und als deren Organisator. Doch darf darüber etwas anderes nicht vergessen werden, was freilich schwer nachträglich darstellbar ist: das ganz persönliche Helfen von Mensch zu Mensch. In einer Zeit wie der heutigen, da über allem Organisatorischen das unmittelbar Menschliche so sehr zurück-

tritt und vernachlässigt wird, muß jedoch daran wenigstens mit einigen Hinweisen erinnert werden.

Viele Menschen kamen zu Spittler in äußerer Not. Auch ihnen suchte er zu helfen, so gut es ging. Immer aber verband er damit eine Einwirkung auf den inneren Menschen. Vor allem lag ihm daran, den Hilfesuchenden Neue Testamente oder Bibelteile mitzugeben. Dies tat er selbst auf die Gefahr hin, auf die er von manchen wohlmeinenden Freunden recht nachdrücklich aufmerksam gemacht wurde, daß die also Beschenkten das ihnen Gegebene weiterverkauften. Spittler war der Ansicht, daß auch dadurch das Wort Gottes verbreitet werde. Er zählte auch solche ungetreu Beschenkten zu seinen „Kolporteuren“.

Mehr noch aber als durch irgendeine äußere Not wurde Spittler bewegt durch die Not der Seele. Immer mehr wurde er zu einem Seelsorger im wahrsten Sinne des Wortes. Ein Beispiel aus vielen mag uns gegeben sein durch einen Auszug aus einem Brief Spittlers an seinen Schwager Bahnmaier. Dort schreibt er:

„Vor einigen Tagen ist ein Student L. zu mir gekommen. Du wirst ihn wohl auch kennen; er ist wegen des Trinkens von der Universität Tübingen verwiesen worden. Er ging dann nach Zofingen, aber auch da mußte er fort wegen des Trinkens und berauschte sich unterwegs wieder. So kam er ohne ein Wort der Empfehlung zu mir. Dieser arme Mensch, welcher mir so zulief, dauerte mich ungemein; er kam mir vor wie der verlorene Sohn bei den Trebern. Ich sagte ihm dies auch ohne Komplimente und fragte ihn, ob er sich auf Gnade und Ungnade ergeben wolle, wenn ich ihn als solchen behandle. Er bekannte alles und weinte bitterlich, worauf ich ihm erklärte, daß ihm nur durch Buße und Gebet zu helfen sei, daß er zwei Menschen habe, einen alten und einen neuen, daß jener bekämpft und dieser gestärkt werden müsse. Diese Lehre war ihm ganz neu, doch gab er ihr Gehör und ließ es sich ge-

fallen, daß er in eine Art Reinigungszustand gesetzt werde oder, wie ich ihm sagte, eine Quarantäne aushalte, weil ich ihn erst dann wieder empfehlen könne.

Ich verschaffte ihm sodann Aufenthalt und Arbeit, und wirklich kopierte er mir sehr fleißig; doch sprach er noch viel von der Deutschtümelei, worauf ich ihm erklärte, daß nur das wahre Christentum gute Deutschtümler mache. Sein Schnurrbärtchen, welches ihm so gar gefiel, wurde sogleich weggeschnitten und der deutsche Studenten Kittel mit einem christlichen Rock vertauscht. Jetzt sieht er wieder einem ehrlichen Menschen gleich; er begriff auch, daß es lächerlich sei, wenn die Deutschtümler andere überwinden wollen, während sie nicht einmal Herr werden über sich selbst und ihre Trunksucht. Er hat jetzt das Weintrinken ganz aufgegeben. Wielange er es aushalten wird, müssen wir abwarten. Ich sagte ihm, daß er alles freiwillig tun müsse; ich könne ihn nicht zwingen, sondern ihm nur raten, und bat ihn dringend, gar kein Mitleiden zu haben mit seinem alten Menschen, vielmehr demselben mit Gebet und Flehen tüchtig auf den Leib zu gehen; es sei jetzt des Unheils genug, das er ihm schon angerichtet. Laß uns für diesen armen Menschen ernstlich beten; vielleicht kann er gerettet werden. Bereits merke ich, daß es ihm anfängt, innerlich wohler zu werden. Er ist fleißig, enthaltsam und still, der Geist Gottes rührt sein Herz und zieht es nach oben. Er schrieb kürzlich an mich: ‚Nun bin ich aufgewacht; bisher schlief und träumte ich. Jetzt glaube ich, den Weg gefunden zu haben, auf dem ich wandeln muß, um an Ort und Stelle zu kommen. Bisher lief ich in der Irre. Wie ganz anders fühle ich mich nun als früher, da ich im Strudel der Vergnügungen mich stets besann: Wie will ich diesen Abend umbringen? Wie diesen Sonntag töten? Jetzt lebe ich so ruhig und studiere mich, wie Sie mir angeraten haben.‘ Sieh, so gibt es unerwartete Geschäfte, die ich nicht abweisen kann!“

Solche „unerwartete Geschäfte“ gab es im Lauf der Zeit immer mehr. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß Spittler auch immer wieder enttäuscht wurde. Doch war er in nimmermüder Liebe bereit, auch Gefallenen die Hand zum Wiederaufstehen zu reichen; denn er sah in jedem Menschen einen solchen, für den Jesus Christus selbst sein Blut vergossen hatte, der also nach Gottes Willen gerettet werden sollte.

Durch dies alles lernte Spittler die Menschen und das Menschenwesen als solches immer besser kennen, und wenn er auch nie ein Lehrbuch der Psychologie geschrieben hat, wurde er doch einer der großen Psychologen seiner Zeit. Auch dies gehört zu der wichtigsten Grundbeziehung des Lebens — „von Mensch zu Mensch“.

Zum Erbe der Christentumsgesellschaft gehörte sodann dies, daß Spittler mit Männern des Reiches Gottes von nah und fern in Verbindung und in regem Austausch stand. Manche Namen wurden schon genannt. Daß die Persönlichkeiten der von Spittler ins Leben gerufenen Anstalten dabei in erster Linie standen, ist selbstverständlich. Aber auch etwa mit den Kreisen, die von Stilling oder von Lavater her kamen, mit Männern wie Schwarz in Heidelberg, Stillings Schwiegersohn, und später mit dessen Sohn, mit Oberlin im Steintal, mit Vikar Ganz vom Staufberg, mit Dekan Ledderhose von Lörrach, den Gebrüdern Hoffmann aus Korntal, Obersthelfer Linder, Pfarrer Werner, Prälat Krapf — um nur einige wenige herauszugreifen — lebte Spittler durch persönlichen Umgang und noch mehr durch Briefe in einem wesenhaften Austausch der Kräfte, wahrhaft — von Mensch zu Mensch.

Der Heimgang

Wenn wir nun, am Ende dieses reich gesegneten Lebensweges angelangt, den Heimgang Spittlers bedenken, mag uns der Ausdruck in den Sinn kommen, der im Alten Testament oft gebraucht wird: „Er wurde zu seinen Vätern versammelt.“ Vor uns steht wieder der Segen des sterbenden Vaters, der wahrlich dem Sohne „Häuser gebaut hat“ fast ohne Zahl. Zu ihm, dem längst vorangegangenen Vater, wurde der Sohn in hohem Alter „versammelt“. Aber hinter dem Vater erhebt sich die Reihe der „Väter“, sowohl im Sinne der Abfolge der Generationen wie in geistlicher Bedeutung. Da sind in erster Linie zu nennen die Männer, die man bezeichnet als „die württembergischen Väter“ mit ihrem theosophischen Gedankenflug und ihrem praktischen Sinn. Beides hat Christian Friedrich Spittler geerbt. Aber ungezählte andere sind da, die wir nicht nennen und auch nicht zu kennen vermögen.

Bis ins hohe Alter war St. Chrischona Spittlers „Lieblingskind“. Den Brüdern von dort rief er oft noch mit Vorliebe den Vers Tersteegens zu, der auch für ihn persönlich charakteristisch war:

„Offenbarung, Wundergaben,
Trost und Süßigkeiten haben;
Ehre, Welt und Geld verachten,
vieles wissen und betrachten;
fasten, lesen, singen, beten,
selbst mit Engelzungen reden:
alles dieses acht' ich nicht,
wo man nicht den Willen bricht.“

Kaum zwei Monate vor dem Ende führte man den ehrwürdigen Greis noch in einem Handwägelchen bis an den Chrischona-Hügel hin, während den Berg hinauf ihn sechs Brüder trugen. Am Arm des Hausvaters Keßler besichtigte er noch das neu aufgerichtete Haus. Es folgte ein rührender Abschied, wobei er sich tief

beugte vor dem Herrn im Anblick dessen, was seine freie Gnade dort geschenkt hatte.

Am 18. September 1865 hatte Spittler schon seinen letzten Willen schriftlich niedergelegt, aus dem die folgenden Abschnitte auch heute noch vor allem der inneren Gesinnung wegen wichtig sind: „Da ich nun in meinem vierundachtzigsten Lebensjahre stehe, so habe ich Ursache, zu hoffen, daß mich der Herr bald aus dieser Zeitlichkeit in sein himmlisches Reich abrufen wird, und sehe mich deshalb veranlaßt, zur Ordnung meiner zeitlichen Verhältnisse folgenden letzten Willen aufzusetzen: Vor allem liegt es mir am Herzen, dem Herrn immer wieder, und so auch bei dieser feierlichen Gelegenheit, meinen demütigen Dank auszusprechen, daß er frühe schon mein Herz aus lauter Gnade und Barmherzigkeit zu sich gezogen und mich gewürdigt hat, seinem Reiche auf Erden während der langen Pilgrimschaft, die er mir vergönnt hat, auf mancherlei Weise dienen zu dürfen. Ich fühle mich viel zu gering all der Barmherzigkeit und Treue, die er mir erzeigt, und all des großen Segens, den er mir geschenkt hat. Mein Angesicht ist und bleibt gen Jerusalem gerichtet, aber wie der Herr selbst vor seinem Heimgang die Seinigen für ihre fernere Pilgerschaft auf Erden versorgt und ihren Gang väterlich geregelt hat, so liegt mir ob, seinem Vorbild auch darin nachzufolgen.

Ich wünsche, daß nach meinem Ableben diejenigen Anstalten, welche der Herr durch mich ins Leben gerufen hat, ihr gesegnetes Fortbestehen haben mögen. Dies erbitte ich vom Herrn, welcher allein es geben kann und es auch geben wird, solange und soweit es seine Weisheit für gut findet.

Ich wünsche, daß meine bisherigen Mitarbeiter an jenen Werken auch ferner leitend daran tätig sein mögen. Der Herr wolle die Herzen lenken, daß dieses geschehe, und er wolle den Betreffenden Mut und Demut, Eifer und Geduld, Kraft und Weisheit und alle

andern Gaben verleihen, die dazu nötig sind. Er wolle besonders ihr Herz und ihren Sinn dahin lenken, daß sie einsehen, dem Herrn zu danken durch treuen Dienst mit Hand und Mund, sei ein köstlich Ding.

Ich wünsche und verordne ferner, daß mein zeitliches Vermögen ganz im Dienst des Herrn verbleibe, wie es bisher war.

In betreff der bisher unter meiner Verwaltung gestandenen Anstalten, nämlich: 1. Pilgermission auf St. Chrischona mit Häusern, Gütern und Mobilien und mit dem Klösterli in Riehen; 2. Maienbühl; 3. Pflingstweide; 4. das Geschäft in Jerusalem samt den übrigen Außenstationen der Pilgermission, erkläre ich hiermit ausdrücklich, daß ich über diese als Eigentum nicht zu verfügen habe, weil sie nie mein Privateigentum waren. Der Herr hat dieselben durch mich gegründet und bisher erhalten nach seiner großen Gnade und Barmherzigkeit, für die ich nicht genug danken und preisen kann. Ihm ganz direkt und ganz allein gehören sie zu, ausschließlich seinem Reich sollen sie dienen. Bisher haben freilich diese Anstalten einen Teil meiner Familie gebildet, insofern nämlich, daß sie der Gegenstand unsrer Gebete, unsrer Sorgen und unsrer Arbeit waren. Das Komitee, welches uns zur Seite stand, hat solche Arbeit hingebender Liebe gebilligt und daran warmen Anteil genommen, insbesondere der würdige Kaplan Schlienz, in langjähriger aufopfernder Tätigkeit, welchem ich noch in der Ewigkeit dafür danken werde.

Da die Anstalten auf solche freie Weise nach Familienart geleitet, bis jetzt vom Herrn reichlich gesegnet, also gebilligt wurden, so muß in mir der Wunsch leben, daß dieselben in solcher freien Weise fortgeleitet werden möchten. Möge das Fätkli für immer der Chrischona in bisheriger Weise dienen wollen und dienen dürfen, was ich auch den Bewohnern desselben vollkommen zutraue! Der Herr wird's versehen! — Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist wenig

nütze. So muß denn auch der Heilige Geist hier alles tun. Er muß regieren, leiten, führen. Ihn muß man haben. Aber ich weiß es zu meinem Troste, daß der Vater ihn gibt um Jesu willen meinen Nachfolgern in der Arbeit, wenn sie darum bitten, täglich bitten.

Daß das teure Evangelium von Jesu Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen und nun zur Rechten des Vaters Sitzenden, von unsern Pilgermissionaren in Demut und in Einfalt des Herzens fort und fort verkündigt werde, und daß sie als Licht leuchten auch durch und bei ihrer Hände Arbeit, und daß hierdurch auch etwas geschehe, um das Reich Gottes herbeizuführen, dies bleibt meines Herzens Wunsch und Gebet.

In solchem Geist ist die Pilgermission gegründet worden, bei solchem Geist hat sie bisher großen Segen gehabt, und wenn solcher Geist bei ihr ferner waltet, so wird sie für alle Zukunft gesegnet sein zum Preise des Herrn und zum Segen vieler Menschen. Dem dreieinigen Gott sei Lob, Preis und Ehre in Ewigkeit! Amen. Christian Friedrich Spittler.“

Spittler hat oft darunter gelitten, daß er so lange hier unten wallen mußte, und konnte schmerzlich bewegt sagen: „Es muß schlecht bei mir stehen, daß mich der Herr noch nicht drüben brauchen kann.“

Doch nun nahmen die Kräfte sichtlich ab. Die Einzelheiten seines „Versammeltwerdens zu den Vätern“ entnehmen wir den „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit“ vom Jahre 1885. Dort heißt es:

„Im Spätjahr 1867 sah man seinen Feierabend allmählich herannahen, und er nahm immer von Freunden Abschied: ‚Auf Wiedersehen im Himmel!‘ Herzlich freute ihn noch in den letzten acht Tagen der Abschiedsbesuch der ihm teuren Familie Bischof Gobat, die ihr Angesicht wieder Jerusalem zugekehrt hatte. Jerusalem lag ihm sehr am Herzen, und er konnte manchmal sagen: ‚Wenn ich drüben bin, so wird meine

erste Reise nach Jerusalem gehen, wenn es der Heiland erlaubt.'

Der müde Pilger sprach in den letzten Tagen nicht viel. Die letzte Mahnung an die Tochter und den Gehilfen war, ihr Vertrauen ja nie auf Menschen, sondern ganz und allein auf die Gnade Gottes, unsres Heilandes zu setzen.

Ein feierlicher Augenblick trat ein, als, auf ein Telegramm hin, der ihm gar liebe Vater Mez aus Freiburg an sein Sterbebett kam und ihn — der schon mehrere Stunden mit geschlossenen Augen dagelegen, ohne mehr Notiz von etwas zu nehmen — begrüßte mit den Worten: ‚Was wird sein, was wird sein, wenn ich zieh' in Zion ein, in die Stadt der goldnen Gassen; Herr, mein Gott, wer kann das fassen, was das wird für Wonne sein!‘ — Der Sterbende raffte sich auf und antwortete freudig: ‚Ja, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.‘ — Auf diese Anstrengung trat eine um so größere Schwäche ein. Es war dem Geist nicht mehr wohl in der alten Hütte. Es war ihm alles zu eng. Er wollte fort — und wirklich, die Stunde des Durchbruchs war nahe. Nach Mitternacht, beim Anbruch des zweiten Advent 1867, als man ihn eben höhergelegt hatte, nahm die Tochter die Lampe an das Bett und sagte: ‚Nun liegen Sie aber schön da!‘ — Er antwortete: ‚Ja, es ist gut!‘ In diesem Augenblick ging es wie ein elektrischer Schlag durch seinen Körper. Mit Staunen schaute er mehrere Minuten aufwärts auf einen Punkt hin, das Gesicht wurde wie verklärt, die Augen glänzten, bis sie brachen, und der erlöste Geist eilte hinauf zu dem, den seine Seele liebte, um ihn von Angesicht zu sehen.

Denen, die Zeugen solchen Heimgangs waren, hatte der Herr den Trennungsschmerz versüßt, sie konnten ihn nur anbetend loben und preisen für alles, was er an dem Vollendeten in den über fünfundachtzig Jahren

seiner Pilgerreise und durch ihn an andern getan hat. Das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen.

Die Kunde von Spittlers Heimgang hat vieler Herzen bewegt. Das konnte man sehen an der großen Zahl Junger und Alter, Reicher und Armer, die ihn noch auf dem Sterbebett sehen wollten, und aus dem ungewöhnlich großen Leichenbegängnis, bestehend aus Leuten aller Stände und ganz verschiedener Glaubensrichtungen. Bei allen konnte man wohl die Gedanken zusammenfassen in die Worte: ‚Es ist ein Held gefallen in Israel!‘ Dieser Gesinnung gab Pfarrer Le Grand auch Ausdruck in seiner Leichenrede, wo er seines Freundes tatenreiches Leben in kurzen Zügen schilderte und als einen besonderen Zug hervorhob, wie Spittler, der im eigentlichen Sinne des Wortes alle fünf Weltteile mit seiner Liebe umspannt habe, doch auch wieder ein Herz für jeden einzelnen gehabt hatte. Aber auch das hob er hervor, daß der Vollendete ein begnadeter Sünder gewesen und alle die Anstalten und Liebeswerke nur der Ausfluß der Liebe Gottes in Christo Jesu, die sein Herz bewegte, gewesen waren. Und wer dem lieben seligen Spittler nachfolgen wolle, müsse darauf ausgehen, durch den Glauben diese Liebe ins Herz zu bekommen.

Am Grab wurde von den Missionszöglingen, Beuggen-Zöglingen und Chrischona-Brüdern je ein Lied gesungen, und Kaplan Schlienz sprach ein Gebet.

Wir wollen diese Züge aus Spittlers Leben schließen mit den Versen aus seinem Lieblingslied:

Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren,
doch nach dem letzten, ausgekämpften Streit
wir aus der Fremde in die Heimat kehren
und einziehn in das Tor der Ewigkeit,
wenn wir den letzten Staub von unsern Füßen,
den letzten Schweiß vom Angesicht gewischt
und in der Nähe sehen und begrüßen,
was oft den Mut im Pilgertal erfrischt!

Wie wird uns sein, wenn wir vom hellen Strahle
des ew'gen Lichtes übergossen stehn,
und — o der Wonne! — dann zum ersten Male
uns frei und rein von aller Sünde sehn;
wenn wir durch keinen Makel ausgeschlossen
und nicht zurückgescheucht von Schuld und Pein
als Himmelsbürger, Gottes Hausgenossen
eintreten dürfen in der Sel'gen Reihn!

Wie wird uns sein, wenn nun dem Liebeszuge
zu dem, der uns den Himmel aufgetan,
mit ungehaltne, sehnsuchtsvollem Fluge
die frei gewordne Seele folgen kann;
wenn nun vom Aug' des Glaubens lichte Hülle,
wie Nebel vor der Morgensonne, fällt
und wir den Sohn in seiner Gottesfülle
erblicken auf dem Thron als Herr der Welt!“

In eben jenem Bändchen der „Sammlungen“ wird im Hinblick auf Spittler einmal der erste Psalm erwähnt. In Wahrheit erscheint Christian Friedrich Spittlers Leben — bei allen menschlichen Schwächen, die auch diesem Großen des Reiches Gottes anhafteten — als eine Erfüllung dieses Psalms bis hin zu dem herrlichen Wort: „Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl.“

Spittler und wir

Welche Verbindungslinien gehen von Spittler zu uns? Es sind dies ganz gewiß zunächst die seiner Werke, die heute noch bestehen, ja sich inzwischen mächtig ausgebreitet haben. In ihnen stellt er sich wahrlich dar als „ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl“.

Aber wir meinen hier beim Rückblick auf sein Leben und seine Persönlichkeit nicht in erster Linie *diese* Verbindungslinie, sondern auch hier wiederum vor allem die Prägung der Persönlichkeit, jenes „Von Mensch zu Mensch“.

Aber wie kann eine solche Verbindung überhaupt genannt werden? Gewiß ist, daß wir Christian Friedrich Spittler nicht einfach in unsere Gegenwart herübernehmen können. Wir können ihn höchstens „übersetzen“. Die Frage ist nur, worin diese Übersetzung besteht. Vielleicht ist auch sie nicht mehr ganz rein möglich — dazu haben sich die Zeiten zu sehr gewandelt —, aber näherungsweise muß sie doch wenigstens versucht werden.

Fragen wir, was das Wesentliche, das Entscheidende in der Persönlichkeit dieses Großen im Reiche Gottes war, so könnten wir etwa sagen: es war dies, daß er alle seine Kräfte in den Dienst eben dieses Reiches Gottes stellte. Das bedeutete für ihn eine Arbeit, ja ein Sein im Geistlichen und Geistigen, wie es uns Heutigen kaum je mehr möglich sein wird. Auch in unsern christlichen Werken wird, ob wir es wollen oder nicht, soviel Kraft verbraucht im Organisatorischen, Verwaltungsmäßigen oder Lehrhaften, daß das Wesentliche und Entscheidende gar oft zu kurz kommt. Aber wenn wir auch nie mehr dies erreichen, was Spittlers Leben in seiner Ganzheit gestaltete, können wir uns doch darnach ausrichten und daran orientieren.

Bei Spittler kommt — sowohl in Beziehung auf sich wie auf seine Schüler wie auf alle die gestrandeten Existenzen, die ihm zugewiesen wurden — sehr oft der Ausdruck „begnadeter Sünder“ vor. Hier hat der Pietist Spittler echtes reformatorisches Erbe aufgenommen. Dies, daß er persönlich, Christian Friedrich Spittler, ein begnadeter Sünder war, wurde ihm zur lebendigen Erfahrung, zum Erlebnis, zum Innersten seiner Existenz. Eben darum aber war es nicht nur „Erbe“, son-

dern lebendig wirkende Kraft oder vielmehr Quelle aller Kraft der Rettung, der Hilfe, der Bewahrung.

„Begnadeter Sünder“ — das stand über dem Missionshaus wie über St. Chrischona, über dem Werk von Beuggen, dem Diakonissenhaus, der Taubstummenanstalt, dem Maienbühl, allen andern Unternehmungen, den Begegnungen mit jedem einzelnen, vor allem aber über Spittlers persönlichem Leben.

Darum wurde Christian Friedrich Spittler ein Hirte, Hirte der einzelnen, aber auch Hirte der vielen. An seinem Grabe wurde es ja, wie berichtet, ausgesprochen, wie sein Geist, seine Seele, seine Liebe alle fünf Weltteile umspannte.

In den chassidischen Büchern, einem Werk letzter Hochblüte frommen Judentums, wird erzählt, wie „der Hirt“ in seinem Dienst und an seinem Dienst fast zugrunde geht, weil er die Pfeile des Widersachers aufzufangen muß, nicht zufällig, sondern eben gerade darum, weil er „Hirt“ ist. Dies ist im Grunde eine christliche, eine neutestamentliche Schau. Auch Spittler hat viele Pfeile aufgefangen und tief ins Herz eindringen lassen; aber er war und blieb ein Hirte und wandelte selbst die Pfeile und die Wunden noch um in Werke des Helfens.

Es geht von den Anfängen der heiligen Geschichte durch das ganze Alte und Neue Testament eine große „Hirtentradition“, und sie ist, wenn wir näher zusehen, nicht abgebrochen bis auf unsre Tage. In ihr hat Christian Friedrich Spittler einen entscheidenden Ort und einen besonderen Auftrag. Im Grunde ist er für uns alle, die wir irgendwie teilhaben an seinem Wirken und an seinen Werken, ein Hirte, der einhergeht in der Nachfolge des einen guten, treuen, barmherzigen Hirten und auch uns, wenn auch unter ganz veränderten Umständen, in diese Nachfolge ziehen will.

Wenn die vorliegende kleine Schrift darauf hinzuweisen vermag, hat sie ihren Dienst getan.

Über die Geschichte der Pilgermission unterrichten
die nachstehenden Bücher:

Friedrich Veiel
Die Pilgermission von St. Chrischona
1840—1940

Reich illustrierte Geschenkausgabe
320 Seiten · Ganzleinen DM 9,50

Aus dem Inhalt:

Die Gründung der Pilgermission — Die erste Gestaltung des Werkes — Mancherlei Wege — Entwicklung des Werkes bis zu Spittlers Heimgang — Fortgang des Werkes — Vom 50jährigen Jubiläum bis zum Heimgang Rappards — Weitere Ausdehnung in Krieg und Frieden — Rundgang durch die Anstalt — Einnahmen und Ausgaben — Die Arbeitsfelder der Pilgermission — Kirche und Gemeinschaft — Und nun?

Das Buch beschreibt die Geschichte der Pilgermission in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens. Es ist ein Denkmal der Güte Gottes, die aus einem geringen Anfang ein gesegnetes, weltweites Werk werden ließ.

75 Jahre Pilgermission in Hessen
1878—1953

190 Seiten, mit 29 Abbildungen · Kartoniert DM 3,—

Aus dem Inhalt:

Der Pietismus in Hessen — Die Pilgermission — Die Pilgermissionsarbeit in Hessen — Besondere Zweige der Pilgermission in Hessen (Jugendarbeit — Bibel- und Erholungsheim Flensungerhof — Buchhandlung der Pilgermission und Brunnen-Verlag) — Die neuere Gemeinschaftsbewegung — Stimmen der Gegenwart zum Pietismus und zur Gemeinschaftsbewegung (Hans von Sauberzweig, Werner de Boor, Erich Stange, Adolf Köberle, Daniel Schäfer) — Ein Wort der Besinnung.

Das monatlich erscheinende Mitteilungsblatt der Pilgermission

„Der Glaubensbote“

unterrichtet laufend über den jetzigen Stand der Arbeit. Bezugspreis jährlich DM 3,—. Bestellungen sind zu richten an die Chrischona-Gesellschaft für Evangelisation und Gemeinschaftspflege, Gießen, Lonystr. 19. (Für die Schweiz: Pilgermission St. Chrischona, Post Bettingen bei Basel.)

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

Von Dora Rappard, der „Mutter“ von St. Chrischona,
erschienen in unserm Verlag:

Sprich Du zu mir!

Tägliche Andachten
8. Auflage · 376 Seiten · Ganzleinen (Dünndruckausgabe) DM 8,50
Halbleinen DM 7,50

In der schlichten, biblischen Art dieser Zeugnisse liegt das Geheimnis der Tatsache, daß Tausende bereits durch dieses Andachtsbuch gesegnet worden sind.

Frohes Alter

8. Auflage · 182 Seiten · Mit Bildern von
Rudolf Schäfer · Ganzleinen DM 5,80

Dieses Buch, die Altersfrucht der gesegneten „Mutter“ von St. Chrischona, wird auch in seiner neuen, ansprechenden Gestalt vielen Menschen im Alter oder auch in der Leidenschule einen guten Dienst tun.

Lichte Spuren

Erinnerungen aus meinem Leben
9. Auflage · 207 Seiten · Ganzleinen DM 5,80

Diese schlichten Erinnerungen der Bischofstochter von Jerusalem gruppieren sich um die Gestalten, die das Leben der Verfasserin segnend beeinflußt haben.

Die heilige Woche

Das Leiden, Sterben und Auferstehen unseres
Herrn Jesu Christi in den Worten der vier Evangelisten
5. Auflage · 70 Seiten · Kartoniert DM 2,25

Lichtstrahlen

Gedanken über den Glauben, die Liebe
und die Hoffnung des Christen
Aus den Schriften von Dora Rappard zusammengestellt
von E. Veiel-Rappard
8. Auflage · 62 Seiten · Geschenkbändchen
in zweifarbigem Druck DM 1,25

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

Das Lebensbild der Mutter von St. Chrischona

Emmy Veiel-Rappard

Mutter

Bilder aus dem Leben von Dora Rappard-Gobat

10. Aufl. (72.—76. Tausend) · 287 Seiten · Ganzleinen DM 9,50

Aus dem Inhalt:

Das Kind — Das junge Mädchen — Die Braut — Die Gattin
Unsere Mutter — Die Mutter vieler — Die Seelsorgerin und
Evangelistin — Die Dichterin — Die Schriftstellerin — „Als die
Traurigen, aber allezeit fröhlich“ — Die Witwe — „Als die
Sterbenden, und siehe, wir leben“

Der Lebensweg Dora Rappards ist in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll. Das Blut- und Geisteserbe gläubiger Ahnen ist in ihrem Leben wirksam geworden und hat sich durch ihre eigene klare Entscheidung für Jesus Christus in der mannigfaltigsten Weise segensreich ausgewirkt. An der Seite Carl Heinrich Rappards, des Leiters der Pilgermissionsanstalt St. Chrischona, sollte sie in dem weitverzweigten Werk der Pilgermission ihre Lebensaufgabe finden. Daneben entwickelte sie die ihr vom Herrn besonders geschenkte Gabe und wurde eine für die ganze Gemeinschaftsbewegung charakteristische Schriftstellerin und Dichterin. Ihre Tochter Emmy hat hier mit liebevollen Strichen das Lebensbild der Mutter gezeichnet.

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: **Was ich mit Jesus erlebte**.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**. Die Mutter der Vereinsamten.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Elias Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.

Band

- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.
- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von Jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 61 W. Dicke: **Anna von Borries**. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: **Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths**. Wie Gott Originale formt.
- 64/65 E. Thomson: **Traugott Hahn**. Ein Märtyrer der baltischen Kirche.
- 66/67 J. Roessle: **Johannes Wesley**. Der Vater der methodistischen Erweckungsbewegung.
- 68 C. H. Kurz: **Georg Müller**. Ein weltweiter Gotteszeuge.
- 69 A. Stucki: **Alexander Vömel**. Ein Leben unter Gottes Führung.
- 70 C. H. Kurz: **Thomas John Barnardo**. Ein Leben unter Niemandskindern.
- 71 H. Steege: **Johann Georg Hamann**. Ein Prediger in der Wüste.
- 72/73 E. Fischer - Lindner: **Joseph Simsa**. Ein Baumeister am Tempel Gottes.
- 74/75 H. Bruns: **Jakob Vetter**. Der Gründer der Zeltmission.
- 76 J. Roessle: **Johann Heinrich Volkening** und die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg.
- 77/78 W. Landgrebe: **Ludwig Nommensen**. Kampf und Sieg eines Sumatra-Missionars.
- 79/80 A. Pagel: **Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub**. Zwei Frühvollendete.
- 81/82 H. Bruns: **Philipp Jakob Spener**. Ein Reformator nach der Reformation.
- 83 H. Bruns: **Pandita Ramabal**. Eine indische Christuskinderin.
- 84/85 C. H. Kurz: **Nicolaus Ludwig Zinzendorf**. Bruder unter Brüdern.

Band

- 86 J. Weber: **Johannes Seitz**. Ein Kündler apostolischer Geisteskräfte.
- 87/88 W. Herbst: **Amalie Sieveking**. Dienerin Jesu an Armen und Kranken.
- 89/90 F. Seebaß: **Johann Arndt**. Der Kämpfer für das wahre Christentum.
- 91 F. Schmidt-König: **Eduard Graf von Pückler**. Ein Ritter Gottes.
- 92/93 E. Decker: **Fritz Binde**. Ein Evangelist v. Gottes Gnaden.
- 94/95 A. Pagel: **Gerhard Tersteegen**. Ein Leben in der Gegenwart Gottes.
- 96/97 E. Bunke: **Johann Hinrich Wichern**. Der Vater der Inneren Mission.
- 98/99 **Bruder Fritz** (Fritz Oetzbach). Ein Wunder Gottes.
- 100 W. Landgrebe: **Der Heißdampf - Schmidt** (Wilhelm Schmidt). Erfinder u. Christ.
- 101/102 H. Lokies: **Johannes Goßner**. Ein Mann des Glaubens und der Liebe.
- 103/104 F. Rudersdorf: **Dora Rappard**. Die Mutter von St. Chrischona.
- 105/106 F. Seebaß: **Martin Luther**. Der Mensch und der Reformator.
- 107 C. H. Kurz: **Johan Hus**. Ein Vorkämpfer d. Reformation.
- 108/109 M. M. Korff: **Am Zarenhof**.
- 110/111 E. Pälzt: **John Bunyan**. Ein Pilgrim Gottes.
- 112 F. Schmidt-König: **Hermann Menge**. Vom Gymnasialdirektor zum Bibelübersetzer
- 113/114 E. Schick: **Christian Friedrich Spittler**. Gründer und Hirte.

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung. Sup. Lic. Th. Brandt

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend. „Evang. Kirchenbote für die Pfalz“